

I. TEIL

DAS NATURWISSENSCHAFTLICH-EMPIRISTISCHE PARADIGMA DER PSYCHOLOGIE

In diesem Abschnitt soll dem Paradigma nachgegangen werden, das heute die Psychologie dominiert bzw. das nach Meinung der meisten führenden Vertreter für die derzeitige Psychologie maßgebend ist. Dieses Paradigma kann ganz allgemein als nomothetisch-empirisches oder empirizistisches gekennzeichnet werden. Diese nomothetische Ausrichtung - insbesondere in bezug auf das Handeln des Wissenschaftlers bzw. die Methodologie - erfüllt für die Psychologie eine wichtige Funktion durch die Herstellung einer "minimalen Verständigungsbasis zwischen den Anhängern der verschiedensten theoretischen Richtungen" (ASCHENBACH, BILLMANN-MAHECHA, STRAUB & WERBIK 1983, S. 117).

Es handelt sich dabei um eine weitgehende Übertragung des naturwissenschaftlichen Ansatzes auf die Psychologie. "Historisch gesehen hat in der Entwicklung besonders der experimentellen Psychologie das Modell der Naturwissenschaft ... eine wichtige Rolle gespielt. So macht die experimentelle Psychologie (trotz aller anderslautenden Lippenbekenntnisse) die Gültigkeit ihrer Ergebnisse, ineins damit die Erfüllung ihres Wissenschaftlichkeitskriteriums, unter anderem abhängig von der Übernahme und Anwendung der naturwissenschaftlich erprobten ... Strategien. ... So kann man - jedenfalls von einem überwiegenden Teil der psychologischen Forschung - sagen, daß sich diese nicht in der unvoreingenommenen Auseinandersetzung mit den einem spezifischen Gegenstandsgebiet innewohnenden *Problemen*, sondern viel eher in der schlichten Übernahme eines *Kanons von Methoden* aus einer anderen Wissenschaft konstituiert hat" (GRAUMANN & MÉTRAUX 1977, S. 30f).

Wie GIORGI (1970) ausführt, hat die Psychologie bis heute nicht aufgehört, den Naturwissenschaften nachzueifern. Es war zwar immer ein Thema der Psychologie, diesen Umstand zu beklagen, doch gibt es nur sehr wenige Versuche, die Psychologie unabhängig von den Naturwissenschaften zu bestimmen. Dieser auch in seiner Extremform als "Reduktionismus" zu benennende Zugang zum Gegenstand der Psychologie ist durch Vorannahmen gekennzeichnet, wonach mentale Zustände und Veränderungen auf physische Zustände und Veränderungen, intentionale und teleologische Erklärungen auf mechanistische oder organistische Erklärungen zurückgeführt und subjektive Erfahrungsdaten durch objektive ersetzt bzw. auf diese reduziert werden (vgl. GRAUMANN & MÉTRAUX 1977, S. 30f). Typisch für diesen Ansatz ist die Elimination des Subjekts, dem natürlich in den eigentlichen Naturwissenschaften zumindest vordergründig eine andere Rolle zuzukommen scheint wie in einer Human- bzw. Sozialwissenschaft. Daß diese Auffassung etwa in der Physik aber schon lange nicht mehr vertreten wird, ist an anderer Stelle aufzuzeigen.

Im heutigen alltäglichen Verständnis von Wissenschaft überhaupt dürfte des weiteren von einer weitgehenden Synonymität der Begriffe Wissenschaft und Naturwissenschaft auszugehen sein. Dabei kann die Psychologie als Musterbeispiel einer Objektwissenschaft zwischen verstehender und erklärender Ausrichtung gesehen werden, da ihr Gegenstand ge-

nun sowohl der Natur- wie Geistessphäre zugehört. "Die historische Entwicklung (qua Selbstbefreiung) der Psychologie zur Einzelwissenschaft lief allerdings so ab, daß sie sich nach dem Vorbild der Naturwissenschaften und d.h. primär von einem entsprechenden Methodenkanon aus zu konstituieren versuchte" (GROEBEN 1986, S. 80). In dieser Zwischenstellung zwischen Monismus und Dualismus kann eine der Ursachen für die perennierende Krisendiskussion gesehen werden, wobei bis heute durch die Dominanz der monistisch-naturwissenschaftlichen Psychologie, die sich in einer Betonung der Methodenperspektive gegenüber der Gegenstandsperspektive äußert, kein Ende der Debatte abzusehen ist. Im vorigen Abschnitt wurde schon auf einige der grundlegenden Probleme dieser Auseinandersetzung hingewiesen.

Es soll hier nicht der Fehler begangen werden, der bei der Kritik von einzelwissenschaftlichen Positionen häufig vorkommt, diese in Form einer "Strohmann-Kritik" (GROEBEN 1986, S. 10) aufzubauen, wobei Argumente aus früheren Entwicklungsstadien einer Gegenposition als Grundlage der Kritik genommen werden, die von der Gegenseite schon längst wieder aufgegeben worden ist (z.B. im Positivismusstreit oder in der Interaktionismusdebatte). Vielmehr steht in dieser Arbeit die Psychologie in allen ihren Konzeptionen zur Disposition, wobei auch die neuesten Entwicklungen - etwa die ökologische, dialogische, kognitive, handlungstheoretische und konstruktivistische - von einer kritischen Analyse nicht ausgenommen werden. Es wird zu zeigen sein, daß auch die neuesten Richtungen von einem Festhalten am nomothetisch-empiristischen Paradigma gekennzeichnet sind. Dieses Festhalten schließt nicht zuletzt auch jenen Aspekt der heutigen Psychologie ein, der als "wissenschaftlich" im weitesten Sinn verstanden werden kann. Zwar ist den neuesten theoretischen Trends in der Psychologie nicht abzusprechen, daß sie eine grundsätzlich positiv zu bewertende Richtung einschlagen, daß sie aber kein eigenes und ihren Zielen entsprechendes Paradigma sensu KUHN entwickelt haben. Sie alle versuchen ein grundsätzlich wissenschaftlich-rationales Sprachspiel beizubehalten, von dem zu zeigen ist, daß es zumindest für die Psychologie nicht unbedingt an- und erstrebenswert ist. Es soll hier nochmals betont werden, daß unsere Position nicht grundsätzlich "wissenschaftsfeindlich" ist, sie versucht vielmehr einen neuen Wissenschaftsbezug zu formulieren, der der Psychologie und ihrem Gegenstand angemessen erscheint.

Historisch betrachtet muß auch die Entwicklung der wissenschaftlichen Psychologie berücksichtigt werden, die sich teilweise parallel zu Entwicklungen in der Physiologie vollzog, zu der in den Anfängen starke Wechselbeziehungen bestanden. Wie SCHURIG (1985, S. 211f) ausführt, dominierte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Physiologie ein mechanistisches Organismusparadigma, das das Ziel hatte, Lebensvorgänge auf der Grundlage von linearen Ursache-Wirkungsrelationen nach dem Vorbild der Mechanik zu beschreiben. Physiologie sei demnach nichts anderes als eine Chemie oder Physik der Organismen, sodaß auch hier versucht wurde, hinter den eigentlichen Naturwissenschaften nicht zurückzustehen. So wurde etwa die Embryologie in Anlehnung an das Ursache-Wirkungs-Paradigma der Physik direkt als Entwicklungsmechanik interpretiert. Besonders der Merismus, eine Spielart des biologischen Mechanismus, gewann an Bedeutung. Er geht von der Annahme aus, daß ein Organismus nichts als die Summe seiner Teile sein kann, sodaß die Lebensfunktionen in ein idealisiertes mechanisches Maschinenmodell hineinprojiziert werden können. Die Zuspitzung der meristischen Position insbesondere in Form einer teleologischen Mechanik (PFLÜGER, ROUX) führte dann

auch zu zahlreichen Widersprüchen. "DRIESCH hatte klar erkannt, daß gerade die Gegenüberstellung von mechanischer Ursache und mechanischem Zweck in der Entwicklungsmechanik 'ungeheure Rätsel' aufgabe, speziell die Frage nach dem Verhältnis der kausalen Harmonie der Teile und der Ziel- und Zweckmäßigkeit des Systemganzen" (SCHURIG 1985, S. 215).

Ohne hier auf weitere Details eingehen zu können, mag dieser Hinweis illustrieren, daß die Psychologie wie verwandte Wissenschaften auch unter einem gewissen "Selektionsdruck" stand, ihr theoretisches und methodisches Inventar herrschenden allgemeinwissenschaftlichen Strömungen anzupassen. Allerdings hat die Psychologie nicht im gleichem Umfang - auf Ausnahmen wie die Gestaltpsychologie ist noch eingehend zurückzukommen - die späteren Entwicklungen in der Physiologie oder Biologie aber auch in der Physik, mitgemacht, sondern weitgehend an einem naturwissenschaftlichen Paradigma festgehalten bzw. sie ist immer wieder zu ihm zurückgekehrt.

Dieser Abschnitt der Arbeit besteht aus drei Teilen, wobei zunächst zur Einführung allgemeine Betrachtungen über Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit des empirisch-naturwissenschaftlichen Ansatzes in der Psychologie anzustellen sein werden. Dabei ist insbesondere auf die die Ziele von Wissenschaft überhaupt einzugehen. Daran anschließend werden die beiden Hauptprobleme dieses Paradigmas bzw. die Lösungen des Erkenntnisproblems in den Formen induktiver und deduktiver Herleitungen dargestellt und diskutiert.

Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit der Psychologie

Im Alltag und in den Medien genießen Wissenschaften und die damit verbundenen und als wissenschaftlich gekennzeichneten Erkenntnisse ein hohes Ansehen. Aber auch an Schulen, Universitäten und überall im Wissenschaftsbetrieb findet man diese Ansicht. Allerdings beruht diese hohe Anerkennung - die sich zum Beispiel darin äußert, daß Wissenschaft und Wissenschaftlern ein hohes Maß an Autorität zugeschrieben wird - auf einer weitgehend falschen Sichtweise von Wissenschaft (vgl. CHALMERS 1986, S. XIXf).

CHALMERS (1986, S. 1) faßt einige solcher typischen Annahmen über Wissenschaft zusammen: "Wissenschaftliche Erkenntnis ist bewiesenes Wissen. Wissenschaftliche Theorien werden nach irgendeinem strengen Verfahren aus der Erfahrung abgeleitet, die man durch Beobachtung und Experiment gewonnen hat. ... Persönliche Ansichten oder Vorlieben und Spekulationen sind in der Wissenschaft fehl am Platz. Wissenschaft ist objektiv. Wissenschaftliche Erkenntnis ist zuverlässiges Wissen, weil es objektiv überprüfbares Wissen ist" (s.o. und vgl. hierzu den Abschnitt über die Psychologie der Psychologie).

HERRMANN (1979, S. 17) beschreibt in gleichem Sinne die wissenschaftliche Psychologie: "Überblickt man dasjenige, was in West und Ost in den psychologischen Forschungsinstitutionen de facto geschieht, durchblättert man die bekanntesten Handbücher der Psychologie usf., so wird deutlich, daß Psychologie überall in der Welt vorwiegend als *nomologische Wissenschaft* betrieben wird ...". Diese ist gekennzeichnet durch das "... klassische Abgrenzungskriterium der empirischen Prüfbarkeit ihrer theoretischen Annahmen" (HERRMANN 1979, S. 22).

Die hinter diesen Aussagen stehenden naiv-empirischen Auffassungen von Wissenschaft - die heute natürlich kein ernstzunehmender Wissenschaftstheoretiker mehr vertritt -

sind in der Öffentlichkeit und auch unter Einzelwissenschaftlern - insbesondere in den Human- und/oder Sozialwissenschaften - aber nach wie vor verbreitet. Allerdings läßt sich leicht zeigen, daß diese Aussagen nicht nur falsch sind, sondern eine gefährliche Irreführung darstellen (vgl. CHALMERS 1986, S. 2). Darauf wird an anderer Stelle noch im Detail eingegangen, wobei vor allem zu zeigen ist, daß es in einer nomologisch orientierten Psychologie zu einer unzulässigen Umkehrung des Verhältnisses von Gegenstand und Methode kommt (s.u.).

Die Attraktivität der Induktion

Hier stellt sich zunächst die Frage, warum dieser induktiv-nomologische Rahmen einer Wissenschaft nach wie vor solche Anziehungskraft besitzt. Auf diese Frage wurde bisher - obwohl m.E. ein genuin psychologisches Problem - noch kaum systematisch eingegangen.

Ein Grund dafür kann vielleicht in einem **grundlegenden Bedürfnis des Menschen** und somit auch des Wissenschaftlers gefunden werden, denen ein solcher formaler Ansatz die Möglichkeit bietet, die Welt und ihre Erscheinungsformen zu erklären und vorherzusagen. In den Wissenschaften kommt es demnach zu einer Institutionalisierung dieses Bedürfnisses. Daher ist es natürlich für eine Wissenschaft auch nicht leicht, sich den dadurch an sie gestellten Ansprüchen zu entziehen, denn dann würde sie sich grundsätzlich einmal selber in Frage stellen. Allerdings halte ich auch den Verzicht auf eine Aufklärung für einen Kurzschluß, denn über kurz oder lang wird bis an die "Öffentlichkeit" durchdringen, wie es mit der allgemeinen Wissenschaftlichkeit der Wissenschaften bestellt ist. Dabei muß man sich natürlich vor Augen halten, daß dies die verschiedenen Wissenschaften vermutlich in unterschiedlichem Ausmaß treffen wird. Ob dabei die Psychologie zu jenen Wissenschaften zählen wird, die überleben "dürfen", kann eher skeptisch beurteilt werden, denn die Psychologie ist als Wissenschaft durchaus nicht so etabliert, wie manche ihrer Vertreter meinen. Vielmehr ergibt sich der Eindruck, daß sie von der Öffentlichkeit nur in geringem Ausmaß als Wissenschaft akzeptiert wird. Dazu einige Zitate und Beispiele:

"Man findet in den Leitartikeln der Tageszeitungen täglich psychologische Erörterungen über die Bedingungen von jugendlichen 'Aussteigern', das 'Normen- und Sinnproblem', die psychologischen Determinanten des Rüstungswettlaufes usw. Irgendeinen Bezug auf die etablierte Wissenschaft 'Psychologie' wird man hier vergeblich suchen. ... Will die Öffentlichkeit etwas über Psychologie erfahren, so fragt man gewöhnlich nicht die Vertreter der wissenschaftlichen Psychologie an den Universitäten, sondern Autoren wie H.E. Richter, Mitscherlich, Lorenz oder Eibel-Eibesfeldt (sic!), also Psychoanalytiker und Ethologen" (DÖRNER 1983, S. 13).

"Zum einen haben Psychologen schon immer gewisse Schwierigkeiten, ihre besondere fachliche Kompetenz zur Bearbeitung psychologischer Probleme glaubhaft zu machen, weil Menschen mit Lebenserfahrung immer wieder zu Einsichten kommen, die man durchaus als psychologische Erkenntnis werten könnte. Die 'nomothetische' Methodologie erfüllt hier die 'Funktion', die psychologische Wissenschaft gegenüber Einwänden aufgrund von Lebenserfahrung mittels vermeintlicher formaler Strenge zu immunisieren" (ASCHENBACH, BILLMANN-MAHECHA, STRAUB & WERBIK 1983, S. 117).

GIORGI (1970) kritisiert im Anschluß an ALLPORT an der traditionellen Psychologie vor allem, daß sie sich bisher vor allem auf die Verknüpfung von objektiven Fakten konzentriert hat und nur wenig zum Hauptproblem menschlicher Beziehungen und Verhältnisse anzubieten hat, auch wenn es sicherlich schwierig ist zu bestimmen, was denn nun bedeutsame Fragestellungen sind. Man darf sich diesem Problem allerdings nicht dadurch entziehen, daß man überhaupt darauf verzichtet, es anzugehen.

Vor kurzem war ein Interview mit einem führenden österreichischen Psychologen in einer Wirtschaftssendung im Fernsehen, in dem es um das "Neue Lernen" ging. Er wurde vorgestellt als "Lernforscher" (was natürlich **auch** richtig war) - aber im Gespräch selber kein Wort von Psychologie. Ich weiß nun nicht, ob diese in einem Insert eingblendete Bezeichnung mit dem betreffenden Psychologen abgesprochen war oder nicht. In jedem Fall ist der Effekt derselbe: eine Chance, die Lösungskompetenz der Psychologie für lebenswichtige Probleme durch einen ihrer Vertreter zu demonstrieren, wurde versäumt. Ich halte Bescheidenheit zwar für eine Tugend, doch sollte sich eine in ihrer Bedeutung auch heute noch sehr umstrittene Wissenschaft nicht scheuen, sich besser zu verkaufen.

Ich persönlich erinnere mich auch an ein Gespräch mit einem auf einem Psychologenkongreß ausgezeichneten Wissenschaftsjournalisten, der sehr deutlich darlegte, daß die akademische Psychologie nichts Rechtes anzubieten habe, und vor allem zu Alltags- und Tagesproblemen wollen Vertreter der Psychologie oft aus Vorsicht lieber nichts sagen. Das sei, so begründete er psychologisch treffend, vor allem eine Sache der Persönlichkeit der Betroffenen, und die seien meist irgendwie ängstlich und scheuen klare Aussagen in der Öffentlichkeit. Schon allein die Probleme bei Interviews seien hier größer als bei anderen Wissenschaftlern - die Formulierungen meist unverständlich und eine "Übersetzung" für den Laien oft unmöglich oder letzten Endes trivial. Diese offensichtliche Trivialität psychologischer Theorien erwähnt auch WAGNER (1988), die sich immer dann ergibt, wenn man sie in eine etwa für Studenten oder "Laien" allgemeinverständliche Form bringt.

Die Alltagswende

In den letzten Jahren wurde unter dem Stichwort "Alltagswende" in der humanistischen Psychologie darüber diskutiert, ob es einer sich wissenschaftlich gebärdenden Psychologie überhaupt gelingen kann, die Alltagsprobleme des Individuums zu erfassen und ob nicht bei der Übersetzung in die wissenschaftliche Sprache und Methodik gerade das wieder verlorengeht, was man eigentlich intendiert hat. Wie GRAUMANN (1980) schreibt, besteht durch die in der humanistischen Psychologie propagierte Hinwendung auf die alltägliche Problematik nämlich die Gefahr, sich wie die behavioristisch-naturwissenschaftliche Psychologie wiederum in Grenzbereichen zu verlieren. Damit wird die Psychologie zwar "realer", aber gleichzeitig könnte sie dadurch den wissenschaftlichen Boden unter den Füßen verlieren, d.h., letztlich den Anspruch aufgeben müssen, Wissenschaft zu sein.

"Als eigenständige Wissenschaft existiert die Psychologie ja nun mittlerweile mehr als 100 Jahre, und es fehlt weder an forschenden noch an praktisch arbeitenden Psychologen. Noch heute kann man aber leicht in eine Gesprächsrunde kommen, in der ein Amtsrichter unter beifälligem Gemurmel der anderen Anwesenden erklärt, er würde sich ja nicht trauen, die Urlaubsvertretung für den Metzgermeister an der Ecke zu übernehmen, die Vertretung aber des seinem Gericht attachierten forensischen

Psychologen jederzeit!" (DÖRNER 1983, S. 15). So sehr sich die Psychologie als Naturwissenschaft oder zumindest als ihr nahestehend gebärdet, so wenig wird sie anscheinend akzeptiert. Es ist geradezu paradox, daß Vertreter der Psychoanalyse, Ethologen oder gar Theologen in der Öffentlichkeit zu psychologischen Problemen des Alltags befragt werden, obwohl gerade diese von "'zünftigen' Psychologen dann gern als 'randständig' oder gar als 'feuilletonistisch' oder - hier gipfelt es dann - schlicht als 'unwissenschaftlich bezeichnet' werden (DÖRNER 1983, S. 13).

Der nomologisch-empiristische Ansatz geht weitgehend von der den meisten Menschen zukommenden "augenscheinlichen" Wahrnehmung und somit jedem zugänglichen Beobachtung von Phänomenen der Umwelt aus, d.h., die aufgrund von **Erfahrung und Lernen** gewonnenen Theorien und Hypothesen scheinen dem naiven Perzipienten plausibel und sind leicht von jedermann nachzuvollziehen. Die scheinbar leichte Nachvollziehbarkeit hängt eng mit dem oben genannten Bedürfnis nach Welterklärung zusammen und kennzeichnet einen naiven Realismus menschlicher Weltsicht bzw. auch ein nachvollziehbares Wunschbild von der menschlichen Bewältigung alltäglicher Probleme. Der Aspekt des Lernens bezieht sich auch auf das schon angesprochene Problem des kumulativen Wissenschaftsfortschrittes. Allerdings läßt sich vermuten, daß diese alltägliche rational-naiv ausgerichtete Weltsicht erst mit dem **Entstehen von Wissenschaften** so weite Verbreitung gefunden hat. Ohne die heute - insbesondere durch die Einflüsse der Technologie - so ausgeprägte Dominanz der Wissenschaften im Alltag würden m.E. auch andere Formen der Welterkenntnis wesentlich stärkeres Gewicht aufweisen.

ASCHENBACH, BILLMANN-MAHECHA, STRAUB & WERBIK (1983, S. 117) weisen darauf hin, daß die akademische Psychologie im Unterschied zu anderen Wissenschaften "keinen gemeinsamen klar definierten Aufgaben- und Gegenstandsbereich" besitzt, sodaß der "Wegfall der 'nomothetischen' Methodologie als einigendes Band der scientific community" bedeuten würde, "daß die Psychologen beträchtliche Schwierigkeiten hätten, sich überhaupt als wissenschaftliche Gemeinschaft zu verstehen". Bis heute gibt es - wie schon angedeutet - keine bedeutenderen Versuche, solche alltäglichen rational-naiven Auffassungen der Welterklärung bzw. von Wissenschaft systematisch zu untersuchen, sodaß solche (Re)konstruktionen nur als Vermutungen in den Raum gestellt werden können - die Bemühungen der wissenschaftlichen Psychologie um naive Verhaltenstheorien des Alltagsmenschen (vorwiegend im Anschluß an HEIDER) können hier nicht als Gegenbeispiel angeführt werden, denn diese zielen in eine andere Richtung, d.h., sie sind nicht grundsätzlich an der epistemologischen Grundsatzproblematik interessiert. Für den Umgang mit unserer physischen und physikalischen Umwelt mögen solche Rahmenmodelle durchaus geeignet sein, allerdings zeigt schon eine oberflächliche Betrachtung unserer sozialen Umwelt, daß es sogar in diesem Bereich keine auch nur annähernd so große Stabilität der Ereignisse gibt.

JÜTTEMANN (1985, S. 57) weist in einer Auseinandersetzung mit der psychologischen Nomologie-Problematik darauf hin, daß "die Bezeichnung 'nomothetische Psychologie' ... nicht notwendigerweise in erster Linie auf die allgemeinverbindliche Anwendung statistischer Auswertungsmethoden und die Suche nach Erklärungen auf der Geltungsbasis von Naturgesetzen verweisen" muß, sondern "sie ließe sich stattdessen genauso gut auf die *Allgemeinheit der Untersuchungsgegenstände* beziehen und zwar unabhängig davon, ob es sich dabei um naturgesetzlich gesteuerte bzw. kausal determinierte oder (lediglich) um

prinzipien- oder regelgeleitete psychische Vorgänge handelt". Auf diese Neudeutung des nomothetischen Ansatzes ist später zurückzukommen.

Kriterien von Wissenschaft

Wenn man davon ausgeht, daß die Psychologie - zumindest von ihren Vertretern - als wissenschaftliche Disziplin verstanden wird, so ist zunächst einmal danach zu fragen, was denn eine Wissenschaft zur Wissenschaft macht. Im allgemeinen versteht man unter Wissenschaftlichkeit einer Disziplin die Orientierung an bestimmten Standards. Während für andere Wissenschaften die Diskussion über solche Standards im Rahmen der Wissenschaftstheorie eine lange Tradition hat, ist diese Auseinandersetzung für die wissenschaftliche Psychologie erst seit den letzten beiden Jahrzehnten im Gange. Darauf ist schon an anderer Stelle kritisch eingegangen worden. Diese "Verspätung" rührt teilweise daher, daß das eher unreflektierte Selbstverständnis psychologischer Tätigkeiten massiv erschüttert wurde (siehe die zahlreichen Krisendiskussionen). Allerdings zeigte sich in diesen Krisendiskussionen, daß Richtungen innerhalb und außerhalb der Psychologie sich immer wieder kritisch und andererseits ablehnend zur Wissenschaft Psychologie gestellt haben. Es sei hier nur auf die immer wiederkehrende Auseinandersetzung mit der Verstehens-Erklärungs-Problematik seit DILTHEYs Programm der beschreibenden, auslegenden Psychologie bzw. der Begründung der dualistischen Position verwiesen(s.u.).

Das neuerliche Aufflammen der Grundsatzdiskussionen in den letzten Jahren hängt sicherlich auch damit zusammen, daß aufgrund gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen neben der Wissenschaft als Sucherin nach Wahrheit vor allem die Wissenschaft als Problemlöserin zunehmend Bedeutung erlangt hat, wobei in letzter Zeit vermutlich auch die Zuteilung von immer geringeren Ressourcen an die Wissenschaften insgesamt eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Die Psychologie sieht sich somit vor das Problem gestellt auch nachzuweisen, welchen Beitrag sie für das Gedeihen eines Gemeinwesens zu leisten imstande ist - oder allgemeiner formuliert: welche Funktion sie als Wissenschaft hat.

Damit ist einerseits die Funktion der Wissenschaft für die Gesellschaft thematisiert, andererseits die Funktion für den Wissenschaftler selber. Beide Funktionen sind miteinander verwoben, denn Wissenschaftler stehen stets innerhalb eines allgemein-gesellschaftlichen Lebenszusammenhanges. In dieser Arbeit wird die Frage nach den gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen der Psychologie insofern außer Streit gestellt und daher nicht eingehend behandelt, als hier eine Position vertreten wird, die von innen nach außen argumentiert, d.h., daß sich diese Frage zunächst nicht stellt bzw. erst als zweite beantwortet werden kann. Ich vertrete den Standpunkt, daß eine Krisenbewältigung von innen her zu erfolgen hat, also zunächst innerhalb der Psychologie selbst versucht werden muß. Dabei kann auf eine Erläuterung durch Zitation einschlägiger biblischer und alltäglicher Sentenzen wohl verzichtet werden.

Kanon der Wissenschaftlichkeit

Als Beispiel für Kriterien und Standards seien jene bei SCHNEEWIND (1977, S. 13 ff) genannten angeführt, die seiner Meinung nach auch für die wissenschaftliche Psychologie zu gelten haben:

1. Die Bezeichnung "Wissenschaft" soll nur dann verwendet werden, wenn diese aus einer Menge von Aussageformeln besteht, die ihrerseits Aussageformen, Aussagen, Defi-

nitionen oder Regeln sein können. Regeln können ihrerseits in Definitionsregeln sowie Regeln zur Bildung und Transformation von Aussagen (Ableitungsregeln) untergliedert werden. Mit dieser Forderung soll vornehmlich zum Ausdruck gebracht werden, daß sich jede Wissenschaft in einem System von Aussagen und nicht in einer bloßen ungeordneten Anhäufung von Aussagen abbilden lassen muß.

2. Die Aussageformeln einer Wissenschaft müssen den Regeln zur Bildung von Aussagen, die für die Wissenschaft entwickelt worden sind, entsprechen.

3. Die Definitionen innerhalb einer Wissenschaft müssen den Definitionsregeln, die für diese Wissenschaft entwickelt wurden, entsprechen.

4. Sind die Aussagen einer Wissenschaft untereinander logisch verknüpft, so müssen sie den Ableitungsregeln, die für diese Wissenschaft entwickelt wurden, entsprechen.

5. Das für eine Wissenschaft konstitutive Aussagensystem muß widerspruchsfrei sein.

6. Falls in dem für eine Wissenschaft konstitutiven Aussagensystem auch faktische Aussagen (d. h. Aussagen mit einem außersprachlichen Gegenstandsbezug) vorkommen, müssen sich unter diesen wenigstens eine singuläre und wenigstens eine generelle Aussage befinden, die zugleich logisch und/oder klassifikatorisch miteinander verknüpft sind.

Mit dieser Forderung soll sichergestellt werden, daß Wissenschaft sich nicht in der bloßen Aufzählung von außersprachlichen Gegebenheiten erschöpft.

7. Alle in einem Aussagensystem vorkommenden faktischen Aussagen müssen intersubjektiv prüfbar sein. ... Die Prüfbarkeitsforderung verlangt eine prinzipielle Bestätigung bzw. Widerlegung des Gegenstandsbezuges faktischer Aussagen durch jede Person, die über die entsprechenden Voraussetzungen zur Aussagenprüfung verfügt.

8. Der Wert eines für eine Wissenschaft konstitutiven Aussagensystems ist umso höher, je häufiger die in dem Aussagensystem vorkommenden Aussagen bei Bestätigungsversuchen erfolgreich waren bzw. bei Widerlegungsversuchen gescheitert sind.

9. Der Wert eines für eine Wissenschaft konstitutiven Aussagensystems ist umso höher, je bedeutsamer die in dem Aussagensystem vorkommenden Aussagen sind.

10. Der Wert eines für eine Wissenschaft konstitutiven Aussagensystems ist umso höher, je einfacher dieses Aussagensystem ist.

11. Der Wert eines für eine Wissenschaft konstitutiven Aussagensystems ist umso größer, je reichhaltiger das Aussagensystem ist. (SCHNEEWIND 1977, S. 13 f; gekürzt)

Dieser von SCHNEEWIND nach WOHLGENANNT (1969) entwickelte Kriterienkatalog besteht aus zwei Gruppen von Forderungen: Die Kriterien (1) bis (7) gelten nach WOHLGENANNT dabei als harter Kern sowohl für Formal- als auch Realwissenschaften, während die übrigen Kriterien sich eher auf die praktische Relevanz einer Wissenschaft beziehen. Die Psychologie wird heute weitgehend zu den Realwissenschaften gezählt (s.o.), sodaß alle "harten" Kriterien auch für sie zutreffen müßten.

Die harten und die weichen Wissenschaften

Die Unterscheidung in Natur- und Geisteswissenschaften, die seit DILTHEY im deutschen Sprachraum getroffen wird, lautet im englisch-amerikanischen Sprachraum "hard vs soft sciences". Nach einer etwas überspitzten Formulierung V. FOERSTERs (1985, S. 17) sind diese Bezeichnungen vermutlich von einem "hard scientist" erfunden worden. "Die 'hard sciences' sind erfolgreich, weil sie sich mit den 'soft problems' beschäftigen; die

'soft sciences' haben zu kämpfen, denn sie haben es mit den 'hard problems' zu tun" (V. FOERSTER 1985, S. 17).

Der oben angeführte Kriterienkanon orientiert sich weitgehend an dem weiter unten darzulegenden allgemeinen Strukturschema einer naturwissenschaftlich induktiv-nomologisch-deduktiven Wissenschaftsauffassung. Es wird nichts darüber ausgesagt, wie eine wissenschaftliche Theorienstruktur bzw. eine Wissenschaft selber konkret zustandekommt, es wird vielmehr davon ausgegangen, daß Wissenschaft in irgendeiner Form existiert. Dieser Kanon bildet daher eine Rekonstruktion bzw. ein Abbild eines gegenwärtigen Zustandes und enthält keine echte Entwicklungsperspektive, er trifft keine Aussagen über Entstehung und Untergang von wissenschaftlichen Konzeptionen. Die zentrale Thematik eines wissenschaftlichen Fortschritts ist ausgeklammert.

Der einzige Anhaltspunkt für eine mögliche Entwicklung ist die für eine Wissenschaft zu fordernde Ordnung ihrer Aussagen. Wie und durch wen eine solche Ordnung entstehen soll bzw. wer feststellt, wann eine solche besteht, das bleibt weitgehend offen (die Inter-subjektivität bzw. die damit angesprochen Personen sind keine adäquate Lösung - s.u.). Daher wird schon ein Grundproblem, die Frage nach dem Entstehen von Wissenschaft, ausgeklammert. Diese Frage muß durchaus in Analogie zur Frage nach menschlicher Erkenntnis und Wissen gesehen werden. Es fehlen auch die Richtlinien, wie der Gegenstand, d.h., worauf sich die Wissenschaft bei ihrem Streben nach Erkenntnis richten soll, bestimmt werden kann.

Diese Fragen bzw. auch deren Beantwortung wird manchen wissenschaftlich-naiven Geistern trivial erscheinen, doch wird sich später zeigen, daß eine Antwort auf diese Fragen weder innerhalb der naturwissenschaftlich-empiristischen noch innerhalb anderer traditioneller wissenschaftlicher Ansätze möglich sind. Dennoch kreisen um diese beiden Fragen seit etwa 2500 Jahren alle Bemühungen der Philosophie. Daraus den Schluß zu ziehen, daß wohl keine Lösung dieser Fragen möglich ist, haben zwar Denker immer wieder behauptet, doch anscheinend ist diese Problematik in uns Menschen so tief verwurzelt, daß die alten Fragen immer wieder - wenn auch manchmal in neuem Gewande - auftauchen.

Der angeführte Kanon klammert das Entstehungsproblem also aus und setzt daher erst nach der "Genesis" der Wissenschaft an und bezieht sich vielmehr nur noch auf die Regeln zur Aufrechterhaltung der Strukturen innerhalb eines Systems von Aussageformeln (Punkt 1) und deren Ordnung (Punkt 2, 4, 5) nach einer festgesetzten Methodologie (Punkt 3). Ein solcher Kanon hat daher konservierende, d.h., letztlich machtbewahrende Funktion. Man nennt seine Funktion daher vorsichtshalber heuristisch.

In diesem Katalog wird des weiteren die Grundfrage nach der Möglichkeit von Wissen über unsere Welt bzw. Erkenntnis von ihr ausgeklammert. Die nomothetische Methodologie impliziert nämlich eine "weitreichende Schematisierung und Routinisierung der Darstellung eines Erkenntnisproblems sowie die Bewältigung einer Erkenntnisaufgabe. Dadurch ist die 'nomothetische' Methodologie im Rahmen einer professionalisierten Wissenschaft als Grundlage wissenschaftlicher Tätigkeit besonders gut geeignet, weil der Eindruck erweckt wird, es könne jeder Beliebige, der den Kanon der wissenschaftlichen Methoden ordentlich gelernt hat, unabhängig von seiner Lebenserfahrung, seiner Bildung, seiner Klugheit oder sonstiger persönlicher Fähigkeiten jedes beliebige

Erkenntnisproblem durch Anwendung der vorgeschriebenen Routinen lösen" (ASCHENBACH, BILLMANN-MAHECHA, STRAUB & WERBIK 1983, S. 117).

Nur der Punkt 6 des zitierten Kanons deutet an, daß ein wissenschaftliches System auch "außersprachliche Gegebenheiten" berücksichtigen muß. Damit ist ein altes Problem nicht nur der Psychologie angesprochen, denn vor allem in der Philosophie hat man sich immer die Frage nach dem Zusammenhang zwischen den Konstruktionen menschlichen Denkens und der Realität gestellt. Während sich die Philosophen vor allem an der Rechtfertigungsproblematik für unser Wissen von der Welt interessierten, stand für die Psychologie die Frage nach dem Wie unserer Erkenntnis im Vordergrund. "Die Rechtfertigungsproblematik ist jedoch auch für Psychologen von Interesse. Sie haben dieses Problem allgemein dahingehend gelöst, daß sie eine empiristische Epistemologie in recht simplifizierter Version vertraten. Diese erkenntnistheoretische Position wurde so unkritisch angenommen und derart vehement verteidigt, daß es wahrscheinlich angemessen ist, sie als Ideologie aufzufassen" (vgl. BREHMER 1987, S. 90). Der psychologische Empirismus ist daher weitgehend einer Abbildtheorie verpflichtet (am vehementesten kritisiert von PIAGET, s.u.). Darauf ist später in dieser Arbeit noch im Detail einzugehen.

Es dürfte deutlich geworden sein: Für die Suche nach dem Paradigma einer Wissenschaft sind zunächst die Antworten auf diese Grundfragen notwendig, während die anderen Fragen eher zweitrangig sind bzw. sich vermutlich dann anders oder überhaupt nicht stellen. Dieser angeführte Kriterienkatalog - der nicht einmal diese Grundfragen thematisiert - ist aber insofern typisch für die heutige Auffassung von wissenschaftlicher Psychologie, als in ihr solche Grundprobleme ausgeklammert bleiben. Aber auch auf einige weitere kritische Aspekte dieses Kanons ist im folgenden zurückzukommen, wobei vor allem die Subjekt- und Gegenstandsfrage der (wissenschaftlichen) Psychologie eingehend thematisiert werden sollen.

Psychologie als Wissenschaft ohne Subjekt oder: das vermeintliche Streben nach Objektivität

Ein weiteres Problem - die Subjektlosigkeit der (wissenschaftlichen) Erkenntnis - wird vor allem im Punkt 7 des oben angeführten Kanons sichtbar, der wissenschaftliches Handeln auf einen dazu befähigten Personenkreis beschränkt, der als *scientific community* umschrieben werden kann. In diesem Punkt wird das einzige Mal explizit auf handelnde Personen abgehoben, in diesem Fall den Wissenschaftler, doch wird mit diesem Postulat der Intersubjektivität allerdings nur eine anonyme idealisierte wissenschaftliche Gemeinschaft angesprochen, der Mensch als individuelles Subjekt bleibt aber ausgeklammert. Man muß diesem Kriterienkanon allerdings zugutehalten, daß er einen Kanon für eine Wissenschaft darstellt und nicht einen Kanon für Wissenschaftler, doch spiegelt sich hier indirekt das Merkmal der Anonymisierung von Wissen und Erkenntnis wider, das hinter der weithin vertretenen Auffassung von Wissenschaftlern steht. Das "Dogma der unbefleckten Empfängnis" NIETZSCHES? Die reine Welt 3, von der POPPER träumt? Oder das HEIDEGGERSche starre Begaffen eines puren Vorhandenen?

KRAIKER (1980, S. 171) weist darauf hin, daß der ideale Wissenschaftler nach dieser Konzeption die schon von LAPLACE geforderte perfekte Intelligenz und eine rein passive, kontemplative Funktion haben muß. "Er betrachtet die Welt, redet über sie, aber greift nicht ein. Gäbe es aber die von J. St. Mill erwähnte Macht mit der Fähigkeit, das

Universum zu beeinflussen, und würde sie willentlich etwas am Universum verändern, dann - so sieht es jedenfalls aus - wäre es mit der Allwissenheit des Wissenschaftlers vorbei". Tatsächlich ist die Auffassung einer kontemplativen Wissenschaft ein äußerst unzureichendes Bild davon, wie Wissenschaft tatsächlich betrieben wird (vgl. dazu die oben angebotenen kurzen historischen Überlegungen). Wissenschaft hatte immer ein letztlich praktisches Interesse und diente zur Beantwortung von Fragen nach Mitteln, um einen intendierten Zweck zu erreichen. Wissenschaft war daher in diesem Sinne immer ein aktives Unternehmen. "Rätselhaft bleibt bei all dem die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis von kontemplativen und aktiven Aspekten der Wissenschaft. Wirklich brisant wird dies in der Psychologie, da diese ja menschliches Handeln zu ihrem Gegenstand macht, während etwa die Physik davon abstrahieren kann und abstrahiert (die Einführung der Rolle des Beobachters in der Quantenphysik ist lediglich die Einführung der Rolle von Meßgeräten, d.h. von Gegenständen wie andere Gegenstände auch)" (KRAIKER 1980, S. 172). Dieser Argumentation kann man im großen und ganzen zustimmen, allerdings liegen die Dinge in der Physik etwas anders und sind insofern komplexer, als hier KRAIKER wissenschaftsimmanent die Gegenstandsfrage stellt, nicht aber in bezug auf das epistemologische Paradigma. Auf dieser Ebene kann man sich nicht damit begnügen, einfach zu sagen, daß die Beobachterproblematik auf das Einführen von Meßgeräten reduzierbar ist, sondern es sind natürlich immer Menschen, die solche mediiierenden Erkenntnis Konstruktionen einführen, sodaß letztlich doch die Frage nach dem Subjekt der Erkenntnis zu beantworten ist. Darauf ist im zweiten Hauptteil der Arbeit nochmals zurückzukommen.

In bezug auf ein Paradigma der Psychologie, verstanden als allgemeines Modell menschlichen Handelns, also einen genuin humanen bzw. sozialen Sachverhalt, stellt sich angesichts des oben angeführten Kanons daher neben der Frage, wo einerseits das Subjekt des Erkenntnisprozesses bleibt, aber auch die zweite, welchem Zweck - und somit letztlich ebenfalls welchen Subjekten - eine solche Wissenschaft dienen soll. In Anbetracht der Tatsache, daß es sich bei der Psychologie um eine Human- und/oder Sozialwissenschaft handelt, scheint ihr offensichtliches Betreiben ohne jegliches Subjekt meines Erachtens zumindest ein seltsames Unterfangen.

Objektivität und Subjektivität

Ohne im Detail auf die Entstehungsgeschichte des Objektivitätsbegriffes bzw. dessen Implikationen in den Wissenschaften eingehen zu können (vgl. hierzu HEJL 1978), sei darauf hingewiesen, daß diese letztlich "eine Diskriminierung 'nur' individueller Wahrnehmung sowie der Rolle des Subjektes in der Wissenschaft" (HEJL 1978, S. 245) zum Ziele hatte. Damit wird die Forderung nach Objektivität der Wissenschaften letztlich zu einem Kampfbegriff in einer politischen und historischen Auseinandersetzung. Insbesondere die Ablehnung eines religiösen Dogmatismus und dessen Erschütterung als Weltinterpretation führte zu einer "an Logik und Mathematik orientierten Suche nach der Wirklichkeit 'hinter' den Begriffen. Bei dieser Suche wird die zentrale Lehrinstanz ersetzt durch die abstrakte und Dezentralität ermöglichende Objektivitätskonzeption. ... Fragt man nach grundsätzlichen Veränderungen der erkenntnistheoretischen Basis wissenschaftlichen Denkens im Prozeß der Entstehung neuzeitlicher Wissenschaft, so kann man zwar eine Tendenz zur Abstraktion als Resultat des geänderten sozialen Kontexts feststellen, nicht aber eine radikale Veränderung auf der Ebene der Subjekt-Objekt-Verhältnisse. Die theologische Konzeption

geoffenbarter Wahrheit wird abgelöst durch eine säkularisierte Vorstellung von Erkenntnis. Das Diktat Gottes wird durch eine Vorstellung der Erkennbarkeit der Objektivität abgelöst" (HEJL 1978, S. 246). Bei der Entstehung der modernen Wissenschaften wurde aber letztlich die Frage nach den Konsequenzen eines durch Subjekte konstituierten Gegenstandsbereiches für eine exakte Wissenschaft gar nicht gestellt, vielmehr "koinzidieren in der Beanspruchung der Subjektrolle für den 'hinter' den Theorien stehenden Wissenschaftler/Philosophen. Es läßt sich somit die *Hypothese* aufstellen, daß die *Vereinigung von philosophischer und empirisch-experimenteller Tradition die moderne Wissenschaft zwar entstehen läßt, diese aber von Anfang an Objektivitäts- und Rationalitätsvorstellungen verkörpert, die einerseits aus einer spezifischen gesellschaftlichen Situation und andererseits aus der Interaktion mit der dinglichen Umwelt stammen*" (HEJL 1978, S. 247).

Objektivität und Epistemologie

Aber nicht nur innerhalb der Einzel(natur)wissenschaften ist diese Tradition des Objektivitätsstrebens problematisch, vielmehr ist deren weitgehend unkritische Akzeptanz durch die moderne Wissenschaftstheorie, die dadurch letztlich auf logisch-analytische Methodik reduziert ist, ein Hindernis für einen systematischen Ansatz zu einer Reflexion aller individuellen und sozialen Faktoren, die zu unserer heutigen Form der Wissenschaft geführt haben. "Eine derartige Wissenschaftstheorie ist in einem so großen Ausmaße innerhalb des Grundparadigmas der Naturwissenschaften angesiedelt, daß sie dieses Paradigma überhaupt nicht mehr reflektieren kann. Sie trägt durch ihre alle Wissenschaften umfassenden Ansprüche zur Objektivierung von Gesellschaft und deren Selbsttrivialisierung bei. ... Unter Rückgriff auf eine sakrosankt gewordene Logik als Formalisierung eines ... abstrakten Denkens, konstruierte die Wissenschaftstheorie ein normatives System von Regeln. Seine Anwendung soll sicherstellen, daß die 'reine' Objektivität der Gegenstandsbeschreibung nicht durch den Einfluß der Subjektivität des Beobachters 'verschmutzt' wird. Die Konzeption besteht darin, den Wissenschaftlern einen Verhaltenskodex vorzuschreiben, sie zu 'zivilisieren' (vgl. ELIAS 1977) im Sinne der Unterdrückung individueller Erfahrungen und der Erzwingung von Verhaltensweisen, die durch ihre Ausrichtung an einem gemeinsamen Normensystem letztlich zu einer Konformisierung der kognitiven Bereiche von Wissenschaftler führt. ... Gleichzeitig wird durch die Eliminierung der Subjekt- und Kontextabhängigkeit (auch in temporärer Hinsicht) die *erkenntnistheoretische Fiktion* erzeugt, daß die *durch Verhaltens- und Beobachtungskonformisierung...* herbeigeführte Interaktionsbeschreibung einen 'objektiven Gegenstand repräsentiert. Dabei wird vernachlässigt, daß der Objektivitätscharakter Resultat der durch die Methode erzeugten Wahrnehmungskonstanz ist" (HEJL 1978, S. 252). Auf die Methodenproblematik wird im ersten, auf die Repräsentationsproblematik im zweiten Teil der Arbeit noch eingehend zurückzukommen sein.

Zwar wird heute kaum ein Wissenschaftler in der (grundsatz)wissenschaftlichen Auseinandersetzung - eher schon in der Öffentlichkeit (vgl. dazu den Abschnitt über die Psychologie des Wissenschaftlers) - eine ontologische Geltung wissenschaftlicher Aussagen behaupten, doch garantiert die Einhaltung von methodologischen Regeln (insbesondere der Intersubjektivität) einen überindividuellen Maßstab, und "diesen Maßstab kann nur ein überindividueller d.h. ein externer bzw. Super-Beobachter liefern" (HEJL 1978, S. 253). Der LAPLACEsche Weltgeist lebt in neuem Gewande weiter, ist aber noch lange nicht

vertrieben. Daher ist es notwendig, auch heute die Metaphysik dieser Vorstellungen hervorzuheben und auf ihre wissenschaftlichen und sozialen Konsequenzen zu verweisen, und zwar "gerade aufgrund des feststellbaren 'Zurückweichens' objektivistischer Konzepte in die Grundvorstellungen von gegenstandsbezogenen Theorien, nachdem diese Vorstellungen in der erkenntnistheoretischen Basis nicht mehr gehalten werden können" (HEJL 1978, S. 253).

Objektivität und Psychologie - die verdoppelte Subjektivität

V. USLAR (1987, S. 72) zeigt, daß sich eine am Menschen orientierte Psychologie nicht länger hinter der Position des neutralen Beobachters, d.h., der Objektivität verschanzen kann. "In tieferem Sinne objektiv sind wir erst dann, wenn wir unser Einbezogensein in die Situation erfassen, wenn wir unsere Rolle als Mitspieler in dieser Situation ernst nehmen. Das zeigt sich besonders elementar in einem Bereich der Forschung, in welchem stets die Frage nach der Objektivität und Gerechtigkeit des Urteils von massgebender Bedeutung gewesen ist, nämlich im Bereich der *psychologischen Diagnostik*". Trotz aller Verfeinerungen der Methodik und der methodischen Sorgfalt, mit der die betreffenden Instrumente konstruiert wurden, muß man sich darüber im klaren sein, daß auch der Diagnostiker ein Mitspieler in einer solchen Situation ist und bleibt. Jede Anwendung eines Tests bedeutet darum eine subjektive Entscheidung, Beurteilung und Stellungnahme. "Sie ist aber nicht etwas, was nachträglich noch zur Exaktheit wissenschaftlichen Erforschens hinzutritt, sondern sie ist dasjenige, um dessentwillen die Exaktheit überhaupt entwickelt worden ist. Die Diagnostik ist stets eingebettet in eine grössere und umfassende menschliche und gesellschaftliche Situation, deren Bezüge es auf der einen Seite zu beurteilen gilt und die uns auf der anderen Seite als die Urteilenden und Begutachtenden stets mitprägt" (V. USLAR 1987, S. 72). Gerade in der Diagnostik wird die enge Verflochtenheit der oben besprochenen Ebenen psychologischen Handelns deutlich, denn Testverfahren werden in der Regel von Wissenschaftlern entwickelt und von Praktikern beim alltäglich Handelnden eingesetzt. Vermutlich sind sich Wissenschaftler bei der Entwicklung einschlägiger Testverfahren kaum darüber im Klaren, welche schwerwiegenden Entscheidungen der Praktiker oft aufgrund der abstrusesten Verfahren trifft. Vermutlich ist die schon länger andauernde Absetzbewegung der praktisch tätigen Psychologen von der Diagnostik und überhaupt von der wissenschaftlichen Psychologie ein Zeichen dafür, daß die Wissenschaftlichkeit nicht mehr gar so ernst genommen wird, wie es manche universitäre Psychologen noch glauben.

Zwar ist die weitgehende Subjektivität von Wissenschaft nicht allein ein Problem der Psychologie, auch wenn sich hier dieses Problem meines Erachtens vordringlicher stellt als etwa in den genuinen Naturwissenschaften, d.h. also Wissenschaften, die Natur unter Absehung der menschlich-beobachtenden Komponente betrachten. Es ist für die Psychologie aber ein doppeltes Problem, das schon unter dem Aspekt der doppelten sozialen Bindung in den Human- und Sozialwissenschaften kurz diskutiert wurde. "Hier muß auf eine triviale aber auch fundamentale Tatsache aufmerksam gemacht werden, daß nämlich das wissenschaftliche Betrachten (oder Untersuchen, etc.) ein Subjekt erfordert, eine Person die Wissenschaft betreibt. Gerade die Trivialität dieser Feststellung hat dazu geführt, daß man einen entscheidenden Unterschied übersehen hat: es ist keineswegs das-

selbe, ob eine Person sich mit den Handlungen anderer befaßt oder mit den eigenen Handlungen. Im deterministischen Modell wird stillschweigend angenommen, daß die eigenen Handlungen gewissermaßen extern sind, d.h. wie Handlungen anderer Personen oder sonst irgendwelche Ereignisse betrachtet werden müssen (vgl. Freud, 1913, S. 67f)" (KRAIKER 1980, S. 177).

KRAIKER (1980, S. 177f) nennt zahlreiche Beispiele, wenn bezüglich eigener und fremder Handlungen dieselben Fragen gestellt werden, sodaß groteske Resultate entstehen. Darauf soll hier aber nicht im Detail eingegangen werden, vielmehr soll auf eine weitere triviale Tatsache verwiesen werden: Wie eine Wissenschaft aussehen soll, entscheiden immer die Wissenschaftler, die sie betreiben. Diese Aussage mag manchen tatsächlich trivial oder gar unnötig erscheinen und ist es bei oberflächlicher, d.h. alltagsrationaler - Betrachtung vielleicht auch. Aber die Entscheidung für oder gegen die Berücksichtigung des Forschungsobjektes im jeweiligen Paradigma - das man sich zu Beginn seiner wissenschaftlichen Tätigkeit meist gar nicht aussuchen kann -, wird im Verlaufe der wissenschaftlichen Tätigkeit immer bedeutsamer, denn sie stellt letztlich die Antwort auf die Frage nach dem Sinn und der Bedeutung eigenen Handelns dar. Die Entscheidung kann zwar aufgeschoben oder verdrängt werden, sie wird aber immer dann in den Vordergrund treten, wenn man sich auf die Suche nach dem Neuen und dem möglichen Fortschritt einer Wissenschaft macht. Der Normalwissenschaftler ist letztlich nur der Buchhalter einer Wissenschaft, der sie verwaltet und bewahrt, nicht aber derjenige, der sie befördern kann. Aber auch Buchhalter sind notwendig und KUHN schreibt dem stumpfsinnigsten und langweiligsten Teil der Wissenschaft eine gewisse Würde zu (vgl. FEYERABEND 1974, S. 203).

Die zweifache "subjektlose" wissenschaftliche Psychologie entspricht dem klassischen reiz- bzw. subjektzentrierten zweigliedrigen Ansatz, der unter dem Schlagwort "die Versuchsperson als Meßinstrument" die systematische Variation in den Reaktionen der Individuen auf Unterschiede in den Reizen oder den Subjekten in einem bestimmten Merkmal zurückführt und damit das Individuum aus dem Meßansatz eliminiert. Dieser naturwissenschaftliche Meßansatz ist in der Physik oder Chemie sicherlich adäquat, denn deren Gegenstände betreiben (vermutlich!) keine Modellbildung (vgl. GIGERENZER 1981).

GROEBEN (1986, S. 131) weist darauf hin, daß dieses Menschenbild des reflexions-, sprach- und kommunikationsunfähigen Subjekts für die Psychologie vollkommen unbrauchbar ist, denn der Mensch und seine erkenntnisbildenden Aktivitäten werden als Fehlervarianz letztlich eliminiert. GRAUMANN & MÉTRAUX (1977, S. 32f) weisen zwar darauf hin, daß die phänomenologisch orientierte Psychologie sich dieser "Erledigung des Subjekts" immer zu entziehen versuchte, doch findet in diesem Ansatz keine überzeugende Berücksichtigung des Forschungsobjektes statt. Sie sprechen zwar davon, das Subjekt sei unverkürzt in die Forschung einzubringen, doch meinen sie damit immer das Objekt der Forschung.

In den Naturwissenschaften findet sich die schon erwähnte und pragmatisch wohl zu rechtfertigende "als-ob" Annahme der Objektivität von Wahrgenommenen, d.h. "in dem Bereich, für den die Auflösung des kreisursachen Verhältnisses Mensch-Umwelt *aus pragmatischen Gründen* sinnvoll ist und ja auch der Richtung des Interesses auf Ausbeutung und Instrumentalisierung entspricht, wie es für die Technik konstitutiv ist. In diesem Fall könnte man also davon sprechen, daß der in der Technik wirkende Primat der

Selbsterhaltung als gemeinsamer überindividueller Maßstab angesehen werden kann, welcher die Ausschaltung der empirischen Beobachter als Subjekte rechtfertigt. Die Situation ändert sich jedoch sofort, wenn der Gegenstandsbereich aus lebenden Systemen besteht" (HEJL 1978, S. 255). Man muß nämlich in diesem Fall immer die sozialen und politischen Konsequenzen mitbedenken, die sich bei einer Entscheidung für eine subjektlose Humanwissenschaft ergeben: der (Human)wissenschaftler wird zu einem externen Beobachter, d.h., er stellt sich auf eine Position des Machbaren, in der gleichzeitig das Machenswerte kodifiziert ist. "Eine derartige Wissenschaft zielt auf die Technomorphisierung (d.h. Trivialisierung) lebender Systeme ab, soweit es sich um die menschlichen Objekte dieser Wissenschaft handelt. Da eine derartige Wissenschaft aber ihre 'externen' Beobachter nicht einbezieht, ist sie - politisch gewendet - eine auf Stabilisierung von demokratisch nicht legitimierten Herrschaftsverhältnissen gerichtete Wissenschaft, wobei von einem extensiven Demokratieverständnis ausgegangen wird" (HEJL 1978, S. 255). Aber Technomorphisierung bzw. Trivialisierung bedeuten letztlich nichts anderes, als die möglichst vollständige Kontrollierbarkeit des Gegenstandes. Und diese ist in einer Human- und Sozialwissenschaft wie der Psychologie sicherlich nicht das erstrebenswerte Ziel. Dieses Ziel bzw. dessen Ablehnung kann zwar niemals letztbegründet werden, denn es impliziert eine Bewertung durch ein Subjekt, doch kann ich mir keinen Wissenschaftler unseres politischen und gesellschaftlichen Kulturkreises denken, der ernsthaft als oberstes Ziel einer Humanwissenschaft letztlich die Kontrollierbarkeit ihres Gegenstandes fordert.

Die traditionelle Lösung des Intersubjektivitätsproblems objektiverer Wissenschaft ist daher nur unter einem pragmatischen aber nicht epistemologischen Gesichtspunkt akzeptabel, nämlich daß wir unsere natürliche Umwelt ausbeuten müssen, um zu überleben. Denn objektive Wissenschaften "sind möglich durch eine Komplexitätsdifferenz zwischen dem (den) Subjekt(en) dieser Wissenschaften und ihren Gegenständen. Um möglich zu sein, müssen diese Wissenschaften selber weniger komplex sein als ihre Produzenten (vgl. hierzu das bekannte TURING-Problem). Wissenschaftstheoretisch formuliert: ein Theorieproduzent ist komplexer als eine Theorie, da er 'in sich' die Theorie und deren Metatheorie erzeugen und in der Theorieanwendung wieder trennen kann. ... Daraus folgt: die Anwendung einer Theorie auf einen Gegenstand, der selber komplexer als diese Theorie ist (z.B. ein potentieller Theorieerzeuger), muß zu dessen Trivialisierung führen. ... Objektive Wissenschaft im traditionellen Sinne ist für eine Wissenschaft von lebenden Systemen und insbesondere von Menschen ... nicht komplex genug. ... Eine Steigerung der Komplexität ist nur dadurch möglich, daß für diese 'Gegenstände' das Intersubjektivitätsproblem nicht durch Eliminierung, sondern durch Berücksichtigung der empirischen Beobachter gelöst wird: der Beobachter darf nicht mehr als 'extern' gedacht werden, er ist vielmehr in die Theorie einzubeziehen, wie es H. Maturana mit seiner 'Biologie der Kognition' versucht hat" (HEJL 1978, S. 256). Das in dieser Arbeit vorgeschlagene Paradigma einer radikal konstruktivistischen Psychologie löst das Problem der Intersubjektivität in dem hier angedeuteten Sinne, indem es Wissenschaft als konsensualen Bereich definiert. Darauf ist aber erst im zweiten Hauptteil der Arbeit genauer einzugehen.

Die Subjekte des Erkenntnisprozesses

In dieser Arbeit wird auf die Notwendigkeit hingewiesen, daß nur ein Ansatz, der sowohl das Subjekt als auch das Objekt der Forschung, also beide involvierten Subjekte des Erkenntnisprozesses, berücksichtigt, der Psychologie als Wissenschaft gerecht wird. GROEBEN (1986, S. 131f) berichtet von einer eigenen empirischen Untersuchung, in der versucht wurde, den dreigliedrigen Modellansatz zu verwirklichen, und stellt fest, daß allein durch die Berücksichtigung der Modellbildung der Untersuchungsobjekte mehr als eine Verdoppelung der Varianzaufklärung möglich war. Er meint, damit "den metatheoretischen und methodologischen Gründen, aus denen ein dreigliedriger Meßansatz zu verfolgen ist, auch ein empirisches Argument dafür hinzugefügt" zu haben, sodaß man "im Gegenstandsbereich der Psychologie soweit wie möglich von der Modellierungs-Kompetenz des Erkenntnis-'Objekts' ausgehen sollte - und das heißt von dessen Fähigkeit, semantische Modelle (in spontan-natürlicher Alltagssprache) mit der individuell-aktiven Abgrenzung von Bedeutungsträgern und Bedeutungskomponenten zu generieren".

Wie an anderer Stelle dieser Arbeit noch zu zeigen ist, muß zusätzlich und vorrangig auch das Forschungssubjekt und dessen Modellbildung berücksichtigt werden. Die vom naturwissenschaftlichen Konzept ursprünglich entwickelte zweifache Subjektlosigkeit der Erkenntnis wurde in der Zwischenzeit zumindest in bezug auf das Forschungssubjekt ohnehin weitgehend überwunden bzw. relativiert (vgl. im Detail den Abschnitt über den Radikalen Konstruktivismus). Konkret bedeutet das, daß der Wissenschaftler oder Praktiker als psychologisch Handelnder sich als Person explizit thematisiert, zur Diskussion stellt, sich als wesentliche Komponente des Prozesses psychologisch-wissenschaftlichen Handelns begreift und akzeptiert. Dazu gehört für den Wissenschaftler etwa, daß er seine Stellung in der *scientific community* hinterfragt, Position bezieht, sich abgrenzt und einordnet, kurz, sich als psychologisch Handelnder erkennt. Diese Aufgabe des Stellungnehmens ist dabei als Prozeß zu betrachten, sie ist immer wieder zu leisten. Diese Arbeit ist insgesamt daher auch als eine persönliche Stellungnahme zu Wissenschaft zu betrachten.

Wie FEYERABEND (1974, S. 219) meint, geht es nicht darum, einen schrankenlosen Subjektivismus, Willkür und absoluten Relativismus in die Wissenschaft einzuführen. Vielmehr sollte von jedem Wissenschaftler verlangt werden, daß er zu seiner eigenen Wissenschaft Stellung bezieht. Dazu zählt aber, sich für oder gegen sich selber zu entscheiden. Er meint, daß "ein Unternehmen, dessen menschlichen Charakter jedermann sehen kann, beträchtliche Vorzüge besitzt gegenüber einem Unternehmen, das sich als 'objektiv' und als menschlichen Handlungen und Wünschen unzugänglich gebärdet. *Die Wissenschaften sind schließlich unser eigenes Werk*, eingeschlossen all die strengen Maßstäbe, die sie uns aufzuerlegen scheinen. Es ist gut, wenn man sich an diese Tatsache so oft wie nur möglich erinnert. Es ist gut, wenn man fortwährend an die Tatsache erinnert wird, daß die Wissenschaft, so wie wir sie heute kennen, *nicht unvermeidlich ist* und daß wir eine Welt aufbauen können, *in der sie nicht die geringste Rolle spielt* (eine solche Welt wäre meiner Ansicht nach vernünftlicher als die Welt, in der wir jetzt leben). Und was könnte uns diese Tatsache besser vor Augen führen als die Einsicht, daß die Wahl zwischen Theorien, die allgemein genug sind, um die Grundlage für ein umfassendes Weltbild abzugeben, zu einer Geschmackssache werden kann? Daß die Wahl unserer grundlegenden Kosmologie (Materialismus; Biologismus; Mythen persönlicher

Götter) zu einer Geschmackssache werden kann?". Am Beginn einer jeden Wissenschaft steht daher eine ethische Entscheidung. Diese kann auf keinerlei Kriterien im Sinne eines objektivierbaren Paradigmas rekurrieren. Jeder Versuch einer solchen Konstruktion führt zu einem impliziten Machtgefälle, das zu rechtfertigen ist. Das aber kann die traditionelle Psychologie ebensowenig wie andere Wissenschaften.

Psychologie als Wissenschaft ohne Gegenstand

Zwar handelt es sich bei dem oben zitierten Kanon ursprünglich um einen ganz allgemeinen Entwurf, der auf alle Wissenschaften anwendbar sein soll, doch wird in ihm nichts über die **Bestimmung des Gegenstandsbereiches** ausgesagt. Ein allgemeiner Forderungskatalog für Wissenschaften müßte aber zumindest Richtlinien dafür angeben, wie der Gegenstand bestimmt werden kann. Dies umso mehr, als die Gegenstandsfrage einer Wissenschaft - wie etwa die eingangs zitierte für die Psychologie - als Prämisse für die Lösung des Einheits-Problems einer Wissenschaft zu gelten hat (vgl. GROEBEN 1987, S. 49). "Die Einheit und Selbständigkeit einer Wissenschaft wird durch die Einheit und Autonomie ihres Gegenstandes geleistet. Einheit wie Selbständigkeit werden durch Eigenart und Einheitlichkeit des *Ansatzes* der *Sichtweise* in bezug auf einen damit in *spezifischer* und damit *in selbständiger Weise thematisierten Gegenstand* und dessen *dementsprechende, systematische Bearbeitung* zustande gebracht" (KIRCHHOFF 1976, S. 56).

Die Notwendigkeit der Gegenstandsbestimmung

Ein Katalog für eine Wissenschaft - wie der oben zitierte - ohne Gegenstandsbestimmung bzw. Richtlinien für eine Gegenstandsbestimmung greift meines Erachtens zu kurz. Oder sind wir damit wieder auf die schon erwähnte Intersubjektivität verwiesen? Wie an anderer Stelle zu zeigen ist, stellt die Intersubjektivität in der derzeit akzeptierten objektiven Auffassung von Wissenschaft eine Utopie, oder besser, eine Illusion dar. Nach diesem Katalog hat es zumindest den Anschein, als wäre eine wissenschaftliche Psychologie irgendwie da, ohne daß man sich über ihre Grundlagen Gedanken machen muß. Die Punkte 8 bis 11 des Kanons bleiben somit - auch wenn sie sich auf die praktische Relevanz beziehen und damit auf einen wie immer gearteten Gegenstand - ohne brauchbare Grundlage. In der Psychologie wird aber ein scheinbar raffinierter Weg eingeschlagen, den Gegenstand durch die Methodik konstituiert anzusehen.

Nach GROEBEN & WESTMEYER (1975, S. 25) sind es die Methoden einer Wissenschaft, die durch Abhebung bestimmter Merkmalsräume aus der (Alltags)Realität den Gegenstand konstituieren. "Das ist präzise und in sich schlüssig formuliert, erfüllt aber beileibe nicht die Zielidee einer Methodik-Gegenstands-Interdependenz ... Diese Zielvorstellung wird durch das ... Konzept der methodikbedingten Gegenstandskonstituierung schon deshalb verfehlt, weil in diesem Konzept implizit terminologische Bedeutungs-postulate enthalten sind, die einen Abbau der Überwertigkeit der Methodik-Instanz dezi- diert verhindern. Denn wenn man 'Gegenstand' durch die Merkmalsräume, die mittels wissenschaftlicher Methoden an der Realität abgehoben werden, definiert, kann man - konsequenterweise - über den Gegenstand (der Psychologie) gar nichts Sinnvolles aussagen, bevor man nicht die (vorhandenen!) Methoden der Psychologie eingesetzt hat" (GROEBEN 1986, S. 49).

Dieser Hinweis auf ein grundsätzliches Dilemma des naturwissenschaftlichen Ansatzes verweist darauf, "daß der Wissenschaftler nie bei der Stunde Null oder mit einer tabula rasa anfängt" (GROEBEN 1986, S. 51). Das bedeutet, daß jeder, der Psychologie betreiben will, von einem Vorverständnis oder von einem Hintergrundwissen ausgehen muß, d.h. aber auch, daß das Stellen der Gegenstandsfrage ohne bestimmte Minimalfestlegungen epistemologischer Art nicht möglich ist (vgl. GROEBEN 1986, S. 51). Eine ähnliche Position des Aufschiebens der Gegenstandsfrage vertritt etwa HERRMANN (1979). Eine Gegenstandsbestimmung erweist sich seiner Meinung nach für die Forschung und das Selbstverständnis der Wissenschaft Psychologie als eher hinderlich. Er meint, daß sich Wissenschaften eher als historisch entstandene Problemzusammenhänge begreifen sollen und daß der Gegenstand der Forschung nicht aus einer aprioristischen Gegenstandsbestimmung abgeleitet oder gar festgeschrieben werden kann. Demnach hat die Psychologie als Institution keinen Gegenstand, sondern eher Ziele, Zwecke, Programme oder dgl.. Diese Argumentation erinnert an FEYERABENDs (1979) "anything goes" als wissenschaftliches Prinzip.

Im Gegensatz zur Auffassung GROEBENs und HERRMANNs ist es allerdings m.E. nicht möglich (s.o.), bei der Gegenstandsbestimmung zu versuchen, sich durch anthropologische Grundlagen der Psychologie so wenig wie möglich festlegen zu lassen, auch wenn der Kritische Rationalismus den Trost bereithält, daß es besser ist angreifbar zu sein als sich zu immunisieren. Gerade für eine Humanwissenschaft, d.h. ganz allgemein eine Wissenschaft vom Menschen, ist es von vorneherein nicht zielführend, die Frage nach dem Menschenbild dieser Wissenschaft auszuklammern. Jeder Ansatz, der einen solchen - ob nun monistischen oder dualistischen Zugang - zum Gegenstand versucht, transportiert implizite Menschenbildannahmen, die umso problematischer sind, wenn sie nicht zuerst und explizit offengelegt werden.

Gegenstandsbestimmung und Menschenbild

Wie an anderer Stelle zu zeigen ist, genügt es nicht, einfach darauf zu verweisen, daß die Menschenbildproblematik bis in absehbarer Zeit nicht lösbar sei und daher gleich darauf zu verzichten sei, denn dieser Standpunkt enthält seinerseits die implizite idealistische Annahme, daß es irgendwann einmal möglich sein wird, dieses Problem zu lösen. Und dahinter steht durchaus wieder das naturwissenschaftliche Paradigma des grundsätzlich Machbaren, während das Problem des Machenswerten wieder ausgeklammert bleibt.

Auch das durchaus als Fortschritt gegenüber dem traditionell unkritisch-naturwissenschaftlichen Ansatz zu betrachtende "epistemologische Subjektmodell" von GROEBEN & SCHEELE (1977) entgeht nicht der unzulässigen Umkehrung des Verhältnisses von Gegenstand und Methode (Inversionsprinzip), denn auch er enthält den grundsätzlichen Gedanken, daß der Mensch zumindest im wesentlichen naturgesetzlich gesteuert oder kausal determiniert ist. Bemerkenswert ist an diesem Ansatz allerdings die hohe Alltagsrelevanz. Es bleibt aber offen, wie dieses epistemologische Menschbild beschreibbar bzw. ob es überhaupt empirisch abzusichern ist (vgl. JÜTTEMANN 1985, S. 49f).

Die Tätigkeitsfelder der Psychologie

Am "Alltag" des Wissenschaftlers orientiert - allerdings nicht explizit im Hinblick auf das Menschenbild der Psychologie dargelegt - ist der Zugang von SCHNEEWIND (1975,

1977), der nach den Aufgaben der Wissenschaft fragt und von den vier zentralen Tätigkeitsfeldern des Psychologen ausgeht:

(a) **Beschreiben:** Hierbei geht es darum, menschliche Verhaltens- und Erlebensweisen möglichst umfassend und unvoreingenommen zu beschreiben. Die Beschreibungsabsicht kann dabei je nach Zielsetzung klassifikatorisch oder problemfallorientiert sein. Es kann sich um hier und heute faktisch beobachtbares Verhalten (Zustandsbeschreibung), um Verhaltensänderungen über bestimmte Zeitabschnitte (Veränderungsbeschreibung) sowie um die Beschreibung angestrebter Verhaltensweisen (Normbeschreibung) handeln.

(b) **Erklären:** Beobachtbare Verhaltensweisen bzw. Verhaltensänderungen werfen die Frage nach ihrem Zustandekommen auf. Mit anderen Worten: welche Bedingungen können für bestimmte Verhaltensweisen bzw. Verhaltensänderungen verantwortlich gemacht werden? Aus der Bedingungsanalyse erwachsen zugleich die theoretischen Probleme der Psychologie. Neben der konditionalen Verknüpfung von Aussagen mit faktischen Termini (d. h. sprachlichen Ausdrücken mit Gegenstandsbezug) nach dem Muster "wenn X, dann Y", ergibt sich die Frage, warum solche Zusammenhänge für den Fall, daß sie empirisch bestätigt sind, überhaupt bestehen. Man sucht also nach Erklärungen für Erklärungen von empirisch eruierten Zusammenhangsbefunden.

(c) **Vorhersagen:** Vorausgesetzt, die Bedingungen für das Eintreten von Verhaltensweisen bzw. Verhaltensänderungen sind bekannt und empirisch gut bestätigt, so lassen sich bei Kenntnis der Verhaltensbedingungen die korrespondierenden Verhaltensweisen und umgekehrt bei Kenntnis der Verhaltensweisen die entsprechenden Verhaltensbedingungen voraussagen. Eine andere Frage ist indes, inwieweit Prognosen im Alltag wissenschaftlich fundierter Problemlösungsversuche überhaupt tauglich sind bzw. verantwortungsvoll für praktische Entscheidungen eingesetzt werden können.

(d) **Verändern:** Auch wenn es eine nicht geringe Gruppe von Psychologen gibt, die die Wissenschaftlichkeit psychologischen Handelns auf die Beschreibung, Erklärung und Vorhersage menschlichen Verhaltens und Erlebens beschränkt sehen wollen, kommt man nicht an dem Umstand vorbei, daß der Psychologe auch verhaltensändernd wirkt. Sieht man einmal davon ab, daß selbst bei einer Beschränkung auf Beobachtung, Erklärung und Prognose gleichsam unbeabsichtigt durch den beobachtenden Eingriff Verhaltensänderungen beim beobachteten Individuum auftreten können, so sind bei der Mehrzahl psychologischer Problemlösungsversuche mehr oder minder explizit Verhaltensänderungen im Spiel. Die gesamte psychologische Interventionsforschung muß sich dabei sowohl dem praktischen Problem der - wenn auch nur tentativen - Festsetzung von Verhaltenszielen, als auch dem technologischen Problem der Erreichung von Verhaltenszielen durch den Einsatz geeigneter Mittel stellen. (SCHNEEWIND 1977, S. 16 ff; gekürzt)

In diesem Tätigkeitskatalog spiegelt sich wieder deutlich das Paradigma des wissenschaftlich Machbaren, also das schon bekannte naturwissenschaftliche Menschenbildverständnis. Allein der Aspekt der Veränderung enthält eine Spur von Selbstkritik hinsichtlich eigenen Handelns, auch wenn diese gleichsam entschuldigend als "unbeabsichtigt" apostrophiert wird. Gerade das "man-kommt-nicht-daran-vorbei" enthält den Sprengstoff, der diesen Ansatz so bedenklich für eine Wissenschaft vom Menschen macht. Wie im Rahmen des hier zu entwickelnden Paradigmas zu zeigen ist, sind vermutlich alle anderen Tätigkeiten letztlich auf das Verändern - also jenen von SCHNEEWIND eher unwillig

hinzugefügten Aspekt - zu reduzieren (vgl. auch den in der Einleitung zu dieser Arbeit angeregten "Selbstversuch").

Die Ziele von Wissenschaft und deren Verdrängung

Für die Psychologie kann bis hierher resümierend festgehalten werden, daß die Beantwortung der Fragen nach Subjekt und Gegenstand der Wissenschaft prinzipiell gleichwertig bzw. gleichrangig sind und ferner, daß ihre Beantwortung eine wesentliche Voraussetzung psychologischen Handelns darstellen. Das bedeutet aufgrund des dynamischen Entwicklungspotentials menschlichen Handelns, daß die Gegenstandsbestimmung als prozessuales Geschehen im Verlaufe psychologischen Handelns von den Handelnden stets neu zu leisten ist. Es wird sich im Verlaufe der Analyse noch zeigen, daß die Bestimmung eines allgemeinen Modells wissenschaftlichen Handelns auch nicht an der praktischen (etwa im Sinne einer alltäglichen) Gegenstandsbestimmung vorübergehen kann, wenn Wissenschaft nicht von den Lebenszusammenhängen isoliert bleiben soll. Dieser Sachverhalt spielt für die Psychologie als Human- und/oder Sozialwissenschaft geradezu eine Schlüsselrolle.

Es ist sicherlich richtig, daß die Art des wissenschaftlichen Gegenstandsbereiches und die leitenden Problemstellungen die Wahl der Methoden mitbedingen, die zu ihrer theoretischen Systematisierung und kritischen Überprüfung verwendet werden können. Aber beide sind nicht abgelöst von den Zielen und der besonderen Art der Gegenstände einer Wissenschaft oder Gruppe von Wissenschaften zu bestimmen. Diese Einsicht geht schon auf Aristoteles zurück, sie wurde u.a. von den hermeneutischen Autoren Dilthey und Droysen zum Ausdruck gebracht und wird neuerdings von den philosophischen Konstruktivisten wieder ins Spiel gebracht (vgl. BODAMMER 1987, S. 191).

Für Aristoteles handelt der Mensch klug, der im Hinblick auf ein ernsthaftes Ziel - letztlich das gute Leben im ganzen - zu erkennen vermag, was für ihn selbst oder für andere gut oder schlecht ist. Das Prinzip kluger Überlegung - d.h. auch und im besonderen wissenschaftlicher aber nicht unbedingt rationaler Überlegung - ist für ihn der Mensch selbst. Aristoteles richtet sich mit seinen Anforderungen an eine Wissenschaft nach der Art der Ziele dieser Wissenschaft und fordert von ihnen nur soviel Präzision, wie es die Natur des Gegenstandes zuläßt. Das kennzeichnet seiner Meinung nach den Gebildeten. Es gibt bis heute keine wirklich überzeugenden Argumente, hinter diese Einsicht zurückzufallen (BODAMMER 1987, S. 185ff).

MACH (1903, S. 244) unterscheidet zwei Ziele von Wissenschaft: "Alle Wissenschaft geht aber darauf aus, Thatsachen in Gedanken darzustellen, entweder zu praktischen Zwecken oder zur Beseitigung des intellektuellen Unbehagens". Diese beiden Ziele finden sich in modernerer Diktion als Ziele der Nützlichkeit bzw. Praxis und der Wahrheit bzw. Theorie (vgl. z.B. FRIEDRICHS 1980), wobei die MACHsche Formulierung gegenüber der heutigen insofern treffender ist, als seine beiden Ziele in bezug auf den Menschen formuliert sind, also keine abstrakten Werte darstellen. Auch darin kommt seine Ablehnung alles Metaphysischen deutlich zum Ausdruck.

In dieser Arbeit wird daher nicht so sehr ein rationaler Wissens- oder Wissenschaftsbegriff vertreten, vielmehr ein kluger. "Folgt man Aristoteles, so muß nicht jede Wissenschaft einen theoretisch beweisenden Charakter haben und kann gleichwohl Wissenschaft sein, die ihr Wissen von bestimmten Prinzipien und Zielsetzungen her zu begründen vermag. ... Will man Wissenschaften ... nicht durch normative wissenschaftstheoretische

Vorentscheidungen gängeln und in der möglichen Vielfalt ihrer Arbeits- und Darstellungsweisen unnötig einschränken, sollte man sich besser aller restriktiven Wissenschaftskriterien enthalten. Feyerabends "anything goes" mag übertrieben sein; es geht in den Wissenschaften zwar nicht alles, aber doch oft tatsächlich unerhört viel, auch Irreguläres, wie die Wissenschaftsgeschichte zu zeigen vermag" (BODAMMER 1987, S. 187, 190f). Meines Erachtens ist die Klugheit ein dem Menschen wesentlich angemesseneres Epitheton (ornans?) als Rationalität.

Die Notwendigkeit der permanenten Zielbestimmung

Da demnach eine Wissenschaft bzw. deren Wissenschaftlichkeit im wesentlichen auch von den Zielen her bestimmbar ist, muß für unsere Analyse - darauf wurde schon wiederholt hingewiesen - die Wissenschaft(lichkeit) als solche zur Diskussion stehen, d.h., es ist einmal allgemein und grundsätzlich zu fragen, welche Ziele Wissenschaften bzw. ihre Vertreter haben. Diese Frage ist auch zentral für eine paradigmatische Analyse der Psychologie, denn trotz der Einsicht in die prinzipielle Unzulänglichkeit aller unserer Erkenntnisversuche und aus der Einsicht in die Beschränkungen unserer rationalen Handlungsmöglichkeiten stehen wir dennoch immer vor der Notwendigkeit, prinzipielle Antworten auf die Frage nach den Zielen einer Wissenschaft zumindest zu versuchen (vgl. ULICH 1980). Dabei steht der Wissenschaftler vor allem vor drei Arten von Problemen, die er zumindest ansatzweise und im besonderen für sich als Person zu lösen hat:

"a) Das *Wahrheitsproblem* : prinzipielle Beschränktheit der Erkenntnismöglichkeiten, keine verbindliche Interpretierbarkeit von Sachverhalten; die Bedeutung von 'Fakten' ergibt sich erst im Sinn- und Zweckzusammenhängen, die durch konkrete Interessen und Handlungen konstituiert sind; Erkenntnisse sind notwendigerweise immer Stückwerk.

b) Das *Subjektivitätsproblem* : systematische oder zufällige Beschränkungen von Beobachtungs- und Reflexionsmöglichkeiten; Befangenheit in Vorurteilen und Stereotypen; Interessengebundenheit und Perspektivität der Erkenntnisversuche.

c) Das *Kommunikationsproblem* : Macht- und interaktionsbedingte Beschränkungen und systematische Verzerrungen von Informationsaustausch, Diskussion und Konsenssuche; Abhängigkeit von Beeinflussungsversuchen, Verflochtenheit wissenschaftlicher Institutionen mit anderen gesellschaftlichen Bereichen" (ULICH 1970, S. 552).

Alle diese Probleme können niemals endgültig gelöst werden und stellen sich immer neu. Daher stellt sich auch die Frage danach, was Wissenschaft ist und was sie sein soll immer wieder. Allen diesen drei Fragen wird in der vorliegenden Arbeit nachzugehen sein, wobei diese im vorgeschlagenen Paradigma des Radikalen Konstruktivismus im Prinzip auf ein einziges Problem hinauslaufen.

Induktion, Deduktion und Werturteilsfreiheit

BACON (nach CHALMERS 1986, S. XXI) postulierte im frühen 17. Jahrhundert, daß das Ziel der Wissenschaft sei, das Los des Menschen auf der Erde zu verbessern. Er meinte, daß dieses Ziel dadurch zu erreichen sei, indem Fakten durch systematisches Beobachten gesammelt und daraus durch Induktion Theorien abgeleitet werden. Von diesen Theorien bzw. den darin formulierten Gesetzen ausgehend können dann durch Deduktion Erklärun-

gen und Vorhersagen getroffen werden. Grafisch läßt sich das Wesen dieser Wissenschaftsauffassung wie in Abbildung 5 darstellen.

Wenn man - wie heute in der Psychologie üblich - davon ausgeht, daß Wissenschaft ein System von Sätzen darstellt, dann muß man sich natürlich fragen, wie man zu diesem System gelangt. "Entscheidend ist nun, daß diese Sätze nicht als Wirkungen von Naturgeschehnissen, sondern als Ergebnisse unseres *Handelns* zustande kommen. Ihre Beurteilung verlangt daher eine Beurteilung dieses wissenschaftlichen Handelns. Eine solche Beurteilung beginnt mit der Frage, welche Zwecke (Ziele) denn in den Wissenschaften verfolgt werden, warum sie verfolgt werden ..." (TOEBE, HARNATT, SCHWEMMER & WERBIK 1977, S. 96). Diese Frage nach den Zwecken wird vom Normalwissenschaftler in der Regel nicht gestellt, denn dieser ist meist zu sehr mit der Lösung ihm von "der Wissenschaft" vorgegebenen Problemen beschäftigt. "Die Wissenschaft" hat ihm auch gleich das Ziel vorgegeben, nämlich "zweckfrei zu forschen, Tatsachen darzustellen und Theorien zu bilden, die es erlauben, den Auftritt bestimmter Phänomene zu erklären und vorherzusagen" (TOEBE, HARNATT, SCHWEMMER & WERBIK 1977, S. 96).

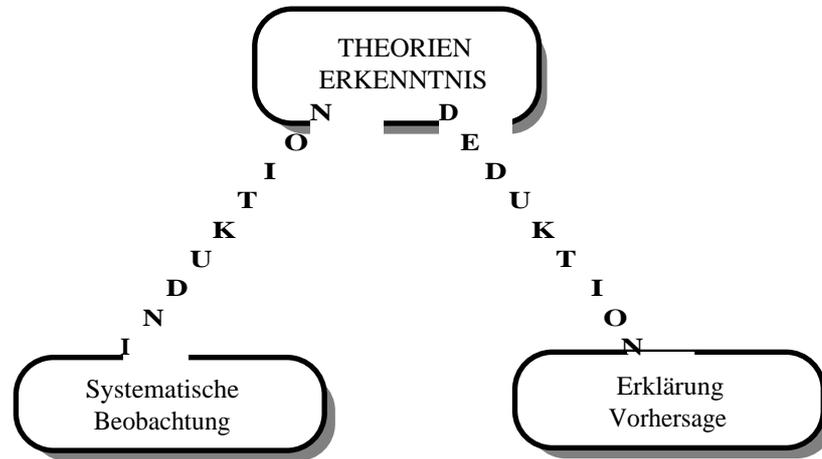


ABBILDUNG 5

Das Verhältnis von Induktion und Deduktion im naiven Empirismus

Diese auch als "Werturteilsfreiheits-Postulat" zu formulierende Zweckfreiheit beherrscht seit Max Weber die empirischen Sozialwissenschaften. Dieses Postulat beruht auf der These eines Dualismus zwischen Werten und Tatsachen, Soll- und Seins-Urteilen, präskriptiven und deskriptiven Sätzen. Dieser Dualismus wird heute vor allem vom Kritischen Rationalismus tradiert. Allerdings findet bei dessen metatheoretischer Diskussion des Werturteilsfreiheits-Postulats immer nur eine problematische Verschiebung präskriptiver Sätze einer Argumentationsebene auf eine andere übergeordnete nur scheinbar deskriptive Ebene statt. "Die vom Werturteilsfreiheits-Postulat dominierte Wissenschaftsauffassung drückt sich lediglich um die Explikation dieser unvermeidbaren präskriptiven Aspekte herum, indem sie Termini wie 'Experten', 'Evaluation' etc. benutzt, als wären sie deskriptive oder nur metatheoretisch-präskriptive" (vgl. GROEBEN 1986, S. 417). Dieser Lösungsweg ist daher nicht gangbar, denn Letztbegründungen im deskriptiven Bereich

führen immer zu einem zirkulären Fehlschluß und stellen daher auch und im besonderen in der traditionellen Wissenschaftsauffassung keine akzeptablen Lösungen dar.

Wissenschaft als Lebensbewältigung

Die Konstruktive Philosophie vertritt hingegen die Ansicht, daß Wissenschaftstreiben niemals als Selbstzweck des Wissenschaftlers verstanden werden dürfe, "sondern als ein Mittel, um dem Menschen bei der Bewältigung der in seinem Leben auftretenden Schwierigkeiten eine Hilfe bereitzustellen. Denn der Mensch kennt von jeher in seiner Lebenspraxis Situationen, die für ihn regelmäßig Probleme darstellen" (TOEBE, HARNATT, SCHWEMMER & WERBIK 1977, S. 96). Damit wird wieder auf den Sinn menschlichen Handelns als Form der Lebensbewältigung abgehoben. Diese Lebensbewältigung stellt daher den Anfang und die Voraussetzung jeglichen Wissens und jeglicher Erkenntnis dar. Wie schon an anderer Stelle erörtert, kann heute die vorherrschende nomothetische Psychologie u.a. aufgrund ihrer Zersplitterung und Uneinheitlichkeit nicht die in sie gesetzte Hoffnung erfüllen, Orientierungshilfe für menschliches Handeln zu sein.

Das in der Psychologie vorherrschende Paradigma kann aber gerade diese Hilfe nicht anbieten, denn die "Abkoppelung der Psychologie von ihren philosophischen Grundlagen hinsichtlich menschlichen Seins, Könnens und Sollens und eine von vornherein eingenommene Naturwissenschaftsorientierung für die Einlösung des Anspruchs 'Wissenschaftlichkeit'" kann in dieser Hinsicht nicht zielführend sein (vgl. ASCHENBACH, BILLMANN-MAHECHA, STRAUB & WERBIK 1983, S.142). Eine Psychologie, die mehr sein will als *l'art pour l'art* muß daher von einem Paradigma ausgehen, das Sinn- und Zielfragen zuläßt. In dieser Arbeit wird dabei davon ausgegangen, daß diese Sinn- und Zielfragen für Wissenschaften ohnehin nicht ausgeklammert werden, da sie nicht auszuklammern sind. Vielmehr wird die Auffassung vertreten, daß diese Fragen hinter allerlei selbstbetrügerischen Verhandlungen und Spiegelfechtereien verborgen werden, und insofern für die "psychische Hygiene" von Wissenschaftlern abträglich wirken (vgl. den Abschnitt über die Psychologie des Wissenschaftlers).

Ziele von Wissenschaft und ihr Verhältnis zur Methodologie

Als allgemeines Ziel jeder Wissenschaft kann das Streben nach Wissen und Erkenntnis formuliert werden. Dieses Ziel ist allerdings nach zwei Gesichtspunkten aufzugliedern: einerseits gibt es **externe Ziele**, die von außen an eine Wissenschaft herangetragen werden, wobei diese im Hinblick auf den praktischen oder gesellschaftlichen Nutzen zur Legitimation wissenschaftlichen Handelns herangezogen werden können, andererseits gibt es aber auch **interne Ziele**, die innerhalb einer Wissenschaftskonzeption entwickelt und ausgestaltet werden. Diese beiden Zielgruppen finden sich in der üblichen Unterscheidung von Grundlagen- und angewandter Forschung wieder. Das interne Ziel des Erkenntnisgewinns bleibt dabei in beiden Bereichen in Kraft, während bei der sogenannten angewandten Forschung zusätzlich externe Ziele hinzukommen. Allerdings erweist sich diese "offizielle Version" insofern als undifferenziert, da die These, daß Wissenschaft als kulturelle Institution immer einen bestimmten gesellschaftlichen Zweck erfüllt, zumindest nicht so ohne weiteres akzeptierbar ist (vgl. SOMMER 1987). An dieser Stelle soll zunächst nicht den externen Zielen nachgegangen werden, da das Prinzip dieser Arbeit, stets von innen nach

außen zu argumentieren, auch in diesem Fall beibehalten werden soll. Außerdem wurde schon im vorigen Abschnitt auf diese Thematik abgehoben.

Interdependenz von Gegenstand und Methode

Wie erwähnt, bestimmt nicht der Gegenstand allein eine Einzelwissenschaft, sondern die Interdependenz zwischen Gegenstand und Methode (vgl. GROEBEN & WESTMEYER 1975). Es werden dabei von Wissenschaftlern mithilfe von Methoden bestimmte Merkmalsräume abgehoben, daher ist die Realität einer Wissenschaft als vorwiegend methodisch konstituiert anzusehen, wobei die Auswahl der Methoden ihrerseits von den Zielen und Intentionen der Handelnden abhängt. Die oben erwähnten internen Ziele im Hinblick auf Erkenntnisgewinn in einer Wissenschaft sind daher ein konstituierendes Bestandteil der Methodik und Methodologie (vgl. SOMMER 1987). "Seit einem runden Jahrhundert versteht sich die Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Ich habe Zweifel daran, wie weit die Psychologie auch nur eines der beiden Worte - 'Erfahrung' und 'Wissenschaft' - zu Recht für sich in Anspruch nimmt. Diese Zweifel scheinen mir zumindest so weit berechtigt, als in der Psychologie Tendenzen bemerkbar sind, ihr Selbstverständnis als Wissenschaft an einer bestimmten ... Methodik festzumachen und/oder überhaupt nur noch zur Kenntnis zu nehmen, was in das Korsett dieser Methodik paßt" (KEMPF 1987, S. 169).

Es hat in der Psychologie den Anschein, daß nur solche Ziele akzeptiert werden, die mit den vorfindbaren Methoden erreichbar scheinen. Dabei muß man sich natürlich bewußt sein, daß Methoden als solche natürlich keine wie immer gearteten Ziele enthalten, vielmehr sind diese stets Interpretationen handelnder Subjekte. Damit kommt es aber zu einer Umkehrung der Verhältnisse, denn aufgrund der nomologischen Orientierung in der Psychologie ergibt sich zwangsläufig eine Dominanz der Methodologie über Ziel und Gegenstand. So kennzeichnet HERRMANN (1979, S. 18f) auch folgerichtig den Gegenstand der Psychologie als Familie von Problemstellungen bzw. als Netz von Forschungsprogrammen, die inhaltlich nicht näher präzisierbar sind. Aus einer solchen allgemeinen Ziel- und Gegenstandsbestimmung ist daher auch keine Grundlegung einer Wissenschaft möglich, vielmehr führt ein solcher strukturloser Pluralismus dazu, daß "die wissenschaftliche Psychologie ist, was forschende Psychologen mithilfe der nomologischen Methodologie so alles tun" (JÜTTEMANN 1983, S. 34). Damit liefert sich der wissenschaftliche Psychologe einer Fremdbestimmung durch Methoden aus. Seine Ziele sind nur insofern zu verwirklichen, als er sich an die innerhalb der Wissenschaft festgelegten Methoden und die durch sie erreichbaren Ziele hält.

Das Inversionsprinzip

Dieses "Inversionsprinzip" (JÜTTEMANN 1983, S. 36) - also die Umkehrung des "natürlichen" Verhältnisses von Gegenstand und Methodologie -, das im Experiment bzw. der Empirie als Ausdruck psychologischer Metaphysik ihren Niederschlag findet, hat zur Folge, daß bei der Untersuchung einer Problemstellung nicht danach gefragt wird, welche Methode der Fragestellung angemessen oder angepaßt ist, vielmehr wird davon ausgegangen, welche Instrumentarien (etwa Fragebögen) am leichtesten (Kriterien) eingesetzt werden können. Damit wird das Ziel und der Gegenstand der Psychologie schon erledigt, bevor er überhaupt formuliert bzw. konstituiert ist. Diese Elimination der Ziele und des Gegenstandes durch die Methodologie ermöglicht scheinbar die Gewinnung "harter" Daten, die

dann durch vorhandene Statistikpakete auswertbar sind und die die Anerkennung im Rahmen der etablierten *scientific community* garantieren (s.u.).

Dieser bloß methodisch bedingte Monismus rührt - wie schon an anderer Stelle dargelegt - von der traditionellen Hoffnung der Psychologie her, analog zu deterministisch oder probabilistisch formulierten Naturgesetzen, menschliches Verhalten bzw. Handeln erklären und prognostizieren zu können (vgl. ASCHENBACH et al. 1983, S. 104). Das nomothetische Zielprogramm der Psychologie führt aber auch zu der geradezu unsinnigen Tatsache, daß sie einerseits menschliches Verhalten als stochastischen Prozeß betrachtet, d.h. als Zufallsvariable behandelt, andererseits aber nach Gründen für dieses Verhalten sucht.

Die Methodik-Determination

In der Psychologie ist es nach GROEBEN (1986, S. 25f) durch die elementenpsychologische Lösung des Einheitenproblems zu einer reduktionistischen Methodik-Determination gekommen, die auch von "erfahreneren" Wissenschaftlern ungefragt akzeptiert wird, obwohl sie nach außen hin in ihren Theorien einen eher ganzheitlichen Ansatz zu verfolgen scheinen. Hier wirkt sich die in den letzten Jahrzehnten ungeahnte Verbreitung diverser Statistikpakete dahingehend aus, daß etwa umfangreiche Korrelations-, Regressions-, Faktoren-, Varianz- oder Pfadanalysen selbst in den kleinsten Untersuchungen eingesetzt werden, obwohl den Verwendern nicht klar ist, daß hinter diesen Methoden äußerst restriktive und reduktionistische Annahmen stehen, die weitgehend mit einem extremen Monismus gleichgesetzt werden können. "Die Methodik, das heißt in diesem Fall die naturwissenschaftliche Methodenstruktur, wurde quasi als unabhängige Variable angesetzt, um dem (damaligen) Wissenschaftsverständnis zu entsprechen, wobei dieses Wissenschaftsverständnis eben vorwiegend naturwissenschaftlich geprägt war. Dementsprechend wurde als Gegenstand nur dasjenige in Betracht gezogen, was sich an Merkmalen, Einheiten usw. am Erleben, Verhalten etc. des Menschen in Abhängigkeit von dieser naturwissenschaftlichen Methodenstruktur abheben ließ. Das führte - wie heute in der Regel allgemein akzeptiert wird und von der Zielidee einer Methoden-Gegenstands-Interaktion aus auch nicht anders zu erwarten war - zu einer reduktionistischen bzw. den (psychischen) Gegenstand verfehlenden 'Psychologie' (Schlagwort 'Psychologie ohne Seele', vgl. Dilthey 1968, 159)" (GROEBEN 1986, S. 25f).

Durch die Bindung der Ziele einer Wissenschaft an die vorhandene Methodik und Methodologie wird die Grundfrage von vornherein ausgeklammert, welches Ziel denn überhaupt erstrebenswert ist, welches Wissen denn als wissenswert erachtet wird. Diese Frage wird in der Psychologie aber nicht gestellt, vielmehr dient die Festlegung der akzeptierten Methoden zum "Werkzeug der Verdrängung". "Hinter dem Streit darum, was zum Methodeninventar der Psychologie gehören soll und was nicht, steht in Wahrheit oft ein Interessenkonflikt darum, was für uns wissenswert ist, oder darum, welche Art von Erfahrungen mit Hilfe der Psychologie zugänglich gemacht werden soll" (KEMPF 1987, S. 169). Grafisch läßt sich das Inversionsprinzip wie in Abbildung 6 veranschaulichen.

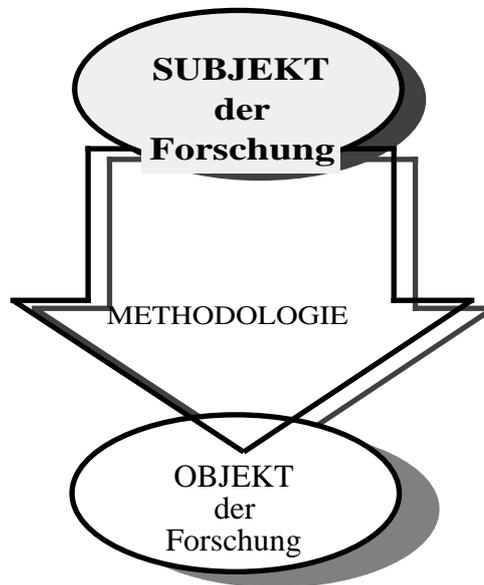


ABBILDUNG 6
Das Inversionsprinzip

Die Methodologie in der Psychologie schränkt die Handlungsfreiheit des Wissenschaftlers insofern ein, als er nur dann als zur *scientific community* gehörig akzeptiert wird, wenn er sich den Methodenkanon angeeignet bzw. diesen internalisiert hat. Mit diesem Methodenkanon sind aber bereits die individuellen Ziele, die das Forschungssubjekt erreichen kann, mehr oder minder restriktiv eingeschränkt. In bezug auf den Gegenstand hingegen können aufgrund der vorgeschriebenen Methodologie nur mehr ganz bestimmte Merkmalsräume der Realität abgehoben werden, d.h. auch in dieser Hinsicht wird durch die Methode das Handeln des Forschungssubjektes eingeschränkt.

Das Problem der Statistik

GIORGI (1970, S. 84) weist darauf hin, daß es der Psychologie vor allem an ganzheitlichen Methoden mangelt, denn die Stärke der traditionellen Psychologie ist es immer gewesen, Detailanalysen durchzuführen und Teilfunktionen zu untersuchen, während sie sich aufgrund der Methodik kaum um die Integration, die Synthese und die Zusammenschau kümmert. In der Tat sind etwa die meisten statistischen Methoden der Psychologie darauf gerichtet, möglichst voneinander unabhängige Faktoren oder Cluster von Merkmalen zu isolieren. Die vermeintliche Datenreduktion wird so zur Merkmalsisolation. Man denke nur daran, wie selten bei der Verwendung der Faktorenanalyse *oblique* rotiert wird, vielmehr werden von den Forschern in der Regel orthogonale Lösungen präferiert. Das hängt natürlich mit der reduktionistischen und isolationistischen Strategie in bezug auf die zu gewinnenden Erkenntnisse zusammen. Es ist geradezu kurios, wie viel Mühe sich manche Psychologen geben, unabhängige Dimensionen in einem Gegenstandsbereich zu finden - etwa in der der Persönlichkeitsforschung -, obwohl doch vom Gegenstand her naheliegen

würde, zusammenhängende Strukturen aufzufinden. Es ist schon klar, daß ein Denken in Systemen und das Berücksichtigen struktureller Zusammenhänge eher höhere intellektuelle Anforderungen stellt als die lineare Kombination von psychischen Merkmalen, doch sollte gerade die Wissenschaft hier jene Population umfassen, die dazu in der Lage ist. Angesichts des linearen Denkens in den Naturwissenschaften und den sich heute deutlich abzeichnenden ökonomischen und ökologischen Folgen dieses Denkens, sollte jetzt der Punkt erreicht sein, hier an eine Überprüfung dieses Lösungsschemas zu denken.

Das Korsett der Methodologie wird im Verlaufe der Entwicklung einer Wissenschaft zweifellos immer enger geschnürt, indem die Methoden immer mehr verfeinert und differenziert werden. Der wissenschaftliche Fortschritt erfolgt - nach einem gewissen Aufschwung bei der Entstehung einer Wissenschaft - in der Folge nicht mehr in einer Erweiterung oder Ausweitung, sondern in einer Verengung und Verfeinerung. Dieses Phänomen entspricht der in vielen Lebensbereichen bekannten Entwicklung in Richtung Spezialisierung, wobei hier notgedrungen die Zusammenhänge zum Ganzen immer mehr verlorengehen. Diese Entwicklung wird unter einem naturwissenschaftlichen Paradigma wesentlich verstärkt, indem durch eine immer stärker ausdifferenzierte Methodologie einer Wissenschaft auch eine immer größere Beherrschung des Gegenstandes vorgegaukelt wird. Hier kann man sicherlich an das Beispiel des Zauberlehrlings erinnern. Gerade in den "hard sciences" scheint heute schon der Punkt erreicht, an dem dieses Ausgeliefertsein an die Technologie - einer Variante der Methodologie des Machbaren - immer mehr ins Bewußtsein rückt (vgl. hierzu auch die Diskussion über die Objektivität in den Wissenschaften und die ihr zugrundeliegende Implikation der Trivialisierung bzw. Kontrollierbarkeit).

Ein Hauptproblem in der Psychologie scheint mir das der fortschreitenden Quantifizierung ihres Gegenstandes, bei der die Qualität immer mehr verlorengeht. Bei der Gegenüberstellung des alten mit dem neuen Paradigma wird dieser Sachverhalt noch eingehend zu erläutern sein. Hier sei nur darauf verwiesen, daß es in der Psychologie schon immer eine Diskussion über die Brauchbarkeit der verwendeten statistischen Methoden gegeben hat, doch bis heute wurde mit wenigen Ausnahmen - vgl. etwa die probabilistischen Skalierungsmethoden - nicht an der Entwicklung gegenstandsadäquater Meßmethoden gearbeitet. LAKATOS (1974, S. 170) fragt, "ob die Funktion von statistischen Techniken in den Sozialwissenschaften nicht vor allem darin besteht, daß sie einen Mechanismus liefern, der Scheinbestätigungen und den Anschein 'wissenschaftlichen Fortschritts' an Stellen produziert, wo sich in Wirklichkeit nur pseudointellektueller Mist anhäuft". Er zitiert Arbeiten von MEEHL (1967) und LYKKEN (1968), nach denen die Verwendung der Statistik in den Sozialwissenschaften - im Gegensatz zur Verwendung in den Naturwissenschaften - nicht dazu dient, durch eine Verbesserung der experimentellen Apparatur, der Instrumentierung oder der numerischen Datenmenge die Beobachtungshürde zu vergrößern, die die physikalische Theorie erfolgreich überwinden muß, sondern daß etwa in der Psychologie eine solche Verbesserung dazu dient, diese Hindernisse zu vermindern. "Oder in der Formulierung von Lykken: 'Die statistische Signifikanz ist [in der Psychologie] das vielleicht unwichtigste Attribut eines guten Experiments; sie reicht nie hin, um behaupten zu können, daß eine Theorie sich in brauchbarer Weise bewährt hat, daß eine sinnvolle empirische Tatsache festgestellt worden ist oder daß ein Experimentalbericht veröffentlicht werden sollte.' Es scheint mir, daß der Großteil des

Theoretisierens, das Meehl und Lykken verurteilen, ad hoc ist. Die Methodologie der Forschungsprogramme könnte uns also helfen, Gesetze zu formulieren zur Eindämmung dieser intellektuellen Pollution, die in unserer kulturellen Umgebung vielleicht noch größeren Schaden anrichten wird, als Industrie und Verkehr in unserer physischen Umgebung je anrichten können".

Wenn man die Kriterien überprüft, nach denen heute in den wichtigsten psychologischen Zeitschriften empirische Arbeiten akzeptiert werden, dann sind es vor allem solche der methodologischen Qualität und nicht Fragen nach dem Inhalt und der Neuigkeit. Obwohl der Autor dieser Arbeit aufgrund einer umfassenden statistischen Ausbildung in dieser Hinsicht bisher keine größeren Probleme hatte, läßt sich bei einer Durchsicht diverser *ratings* von Gutachtern zu eigenen Arbeiten doch feststellen, daß es fast immer Anmerkungen in bezug auf zusätzliche Auswertungen und Signifikanzberechnungen waren, die gewünscht wurden. Darunter waren manchmal auch methodisch äußerst fragwürdige Anregungen, die man *nolens volens* dann doch zumeist erfüllt hat, wobei in einem Fall eine solche "statistische Verbesserung" einer Arbeit mir kurioserweise heftige Kritik von jemandem einbrachte, der aufgrund seiner eingeschränkten Kenntnisse in diesem Bereich eigentlich wenig kompetent scheint. Wie ich dann später erfuhr, hatte er selber eine solche Auswertung einmal durchgeführt und war daraufhin mit derselben Argumentation kritisiert worden, die er nun bei mir zum Besten gab. Aber das ist eigentlich schon eine Ausführung zu einer Psychologie des Wissenschaftlers, auf die erst weiter unten einzugehen ist.

Kleiner Exkurs: Persönlichkeitsmessung

Als Beispiel für die methodologische Problematik der Psychologie wird im folgenden auf einige interessante Arbeiten bezug genommen, die die Interdependenz zwischen naturwissenschaftlichem Paradigma, Methodologie und Wissenschaftlichkeit herausstreichen und untersuchen. Die Messung der Persönlichkeit stellt einen jener Zentralbereiche wissenschaftlich psychologischer Forschung dar, an dem immer wieder in der einen oder anderen Form Kritik geübt worden ist, wobei allerdings niemals Konsequenzen daraus gezogen wurden, vielmehr werden - trotz weitgehender Ablehnung eines trait-orientierten Menschenbildes - zahllose Verfahren entwickelt. Ein Studium einschlägiger Zeitschriften kann diese Behauptung leicht belegen. Auf diese Kritik soll hier nicht im einzelnen eingegangen werden, denn sie ist nur ein weiteres Beispiel dafür, daß im Rahmen des naturwissenschaftlich-empiristischen Paradigmas in der Psychologie kritische Ansätze von vornherein scheitern müssen, da in diesem Wissenschaftsmodell jeder Kritik Immunisierungsstrategien entgegengesetzt werden, die den Fortbestand des status quo sichern. Wie an anderer Stelle der Arbeit hervorgehoben wird, ist eine wesentliche Ursache für die Perpetuierung des Bestehenden die grundsätzliche Ausklammerung der Frage nach der Wissenschaftlichkeit einer Disziplin.

Dabei stellt die Betrachtung und Erfassung der menschlichen Persönlichkeit einen Sachverhalt dar, der vor allem auch im alltäglichen Handeln eine bedeutsame Rolle spielt. Da soziales Handeln immer eine Einschätzung des jeweiligen Interaktionspartners bedingt, ist vermutlich der Tatbestand der Beurteilung von Menschen eine der ältesten psychologisch zu nennenden Tätigkeiten überhaupt. Von einigen Ansätzen im Bereich der Sozialpsychologie abgesehen - vgl. etwa die Arbeiten im Anschluß an HEIDERS naive Verhaltenstheorien - gibt es aber kaum eine intensive Auseinandersetzung mit dem alltäglichen

Beurteilen und Bewerten anderer Personen. Dieser Tatbestand ist insofern überraschend, da man *prima vista* doch wird sagen müssen, daß Menschen - bis auf zahlreiche immer zu nennende Ausnahmen - im Verlaufe der Menschheitsgeschichte darin recht erfolgreich gewesen sind. Hier wird wieder deutlich, daß die Psychologie doch sehr wenige Versuche unternommen hat, erfolgreiches psychologisches Handeln der Menschen näher unter die Lupe zu nehmen und daraus Gewinn für die eigene Tätigkeit zu ziehen.

Bis vor kurzem war in der Psychologie im Bereich der Persönlichkeitsmessung vor allem die Frage von Bedeutung, mit welchen empirischen Methoden man die besten Testinstrumente entwickeln kann. Dabei kann man drei Ziele bzw. Anwendungsbereiche für die Entwicklung und Verwendung von Persönlichkeitstests unterscheiden (vgl. BURISCH 1984b):

- Beurteilung von Personen, etwa im klinischen Bereich
- Prognose zukünftiger Ereignisse
- Forschungszwecke.

In allen Anwendungsbereichen stellt sich die gleiche Frage, was denn einen guten Persönlichkeitstest ausmacht. Die üblichen Kriterien für die Güte eines Verfahrens sind wie bei anderen psychologischen Inventaren vor allem die Validität, die Kommunizierbarkeit der Ergebnisse, die Ökonomie und die Unabhängigkeit bzw. Repräsentativität.

BURISCH (1984b) unterscheidet für die Psychologie drei wesentliche Ansätze bei der Konstruktion von Persönlichkeitsinventaren: "...the *external* approach (also called 'empirical,' or 'criterion group'), the *inductive* approach (also called 'internal,' 'internal consistency,' or 'itemetric'), and the *deductive* approach (also called 'rational,' 'intuitive,' or 'theoretical')".

Der externe Ansatz ist dadurch gekennzeichnet, daß der Forscher glaubt, daß Menschen in bestimmte Schubladen eingeordnet werden können und möchte dies mithilfe eines Tests bewerkstelligen. Solche Schubladen sind etwa Ingenieure oder Schauspieler, glückliche Menschen oder unglückliche. "As a rule, externalists want to distinguish between these types by means of an inventory, but they claim that they do not know *how* the types differ in terms of responses to personality items. ... This approach is called external because the scale membership of all items is determined by factors external to the questionnaire domain" (BURISCH 1984b, S. 214).

Der induktive Ansatz geht auch davon aus, wenig über individuelle Unterschiede zu wissen, jedoch glaubt der Forscher, daß irgendeine differentielle Struktur besteht, die mithilfe allgemeiner Gesetze bestimmt werden kann. Bei dieser Strategie - die vermutlich am häufigsten angewendete - wird vor allem mit statistischen Methoden versucht, diese Strukturen der Persönlichkeit zu entdecken. Diese Strategie kann deshalb als induktive gekennzeichnet werden, "because the number and nature of the resulting scales follow from the data analysis" (BURISCH 1984b, S. 215). Hier sollen also die Daten für sich sprechen.

Der deduktive Ansatz geht von einem eingebildeten Vorverständnis psychologischer Sachverhalte aus, der Forscher definiert Konstrukte und formuliert dementsprechende Items. Diese Strategie kann deshalb deduktiv genannt werden, da "choice and definition of constructs precede and govern the formulation of items" (BURISCH 1984b, S. 215).

In der Praxis wird vermutlich keine der drei Strategien in reiner Form auftreten, eher werden in den meisten Fällen Mischformen vorkommen, wobei vor allem der deduktive

und der induktive Ansatz sich in den Methoden der statistischen Überprüfung der gesammelten Daten treffen werden. Hier kommen die bekannten Methoden der Itemanalyse (Konsistenzanalyse, Faktorenanalyse, Diskriminanzanalyse usw.) in Frage. Allen diesen statistischen Methoden ist auch gemeinsam, daß sie meist relativ aufwendig sind und sich in bezug auf die oben genannten Gütekriterien kaum unterscheiden. Erst in den letzten Jahren wurde systematisch versucht, die verschiedenen Strategien bei der Entwicklung psychologischer Persönlichkeitsinventare miteinander zu vergleichen. Ein solcher Vergleich ist vor allem deshalb nützlich, da sich wie bei jeder Forschungsstrategie die Frage stellt, ob die angestrebten Ziele einerseits erreicht werden können bzw. ob die eingesetzten Mittel überhaupt zweckmäßig sind. Die Arbeiten von HASE & GOLDBERG (1967) und GOLDBERG (1972) haben in diesem Bereich einen Meilenstein gesetzt, indem sie versuchten, die verschiedenen methodisch-empirischen Strategien bei der Entwicklung von Persönlichkeitsinventaren miteinander zu vergleichen. Sie gingen dabei von dem großen Itempool des California Psychological Inventory (CPI) aus und wandten verschiedene statistische Strategien an, um zu brauchbaren Skalen zu gelangen, mit denen eine valide Messung der menschlichen Persönlichkeit möglich ist. Das Hauptergebnis dieser Untersuchung war, daß die Validitätskoeffizienten (die Validität wurde durch Kriterien wie peer-ratings gewonnen, umfaßten aber auch harte "reale" Kriterien wie Verweildauer im College) und der auf empirische Art und Weise gewonnenen Skalengruppen im Durchschnitt ein multiples $r=0.26$ (Bereich 0.24 bis 0.28) nicht überschritten, d.h., also in bezug auf ihren prognostischen Wert äußerst dürftig waren. Hingegen waren rational, d.h. bloß aufgrund des gesunden Menschenverstandes, konstruierte Meßinstrumente, mit einem durchschnittlichen $r=0.39$ wesentlich valider.

BURISCH (1978, 1984a, 1984b) hat in zahlreichen Untersuchungen diese kritischen Arbeiten für den deutschen Sprachraum fortgesetzt. Er verwendete den Itempool des Freiburger Persönlichkeitsinventars (FPI) für seine Vergleiche der verschiedenen Konstruktionsstrategien. Er kommt dabei zu ähnlichen Resultaten, wobei er zusätzlich hervorhebt, daß sowohl kurze als auch lange Skalen - letztere sollen nach psychologischem Brauch ja immer "besser" sein - vergleichbare Validitäten aufweisen. Besonders bemerkenswert sind seine Ergebnisse auch deshalb, da er mit einfachen Selbstrating-Skalen bzw. mit Skalen, die von Laien konstruiert wurden, durchaus gleichwertige - wenn nicht überlegene - Validitäten nachweisen konnte.

In bezug auf die Wissenschaftlichkeit des Handelns stellt sich daher die berechtigte Frage, ob nicht auch der Laie "an einem verregneten Samstagnachmittag" einen Persönlichkeitstest entwickeln kann, der genauso gut wenn nicht besser ist als die meisten psychologischen Persönlichkeitstests. BURISCH (1984a) kommt zu dem Ergebnis, daß es beinahe jeder Laie kann, wenn man ihm eine kurze Unterweisung gibt, wie Items formuliert werden sollen bzw. wenn er ein wenig Ahnung von Psychologie hat. Nach den bisherigen Forschungsergebnisse sind anscheinend Frauen dabei die besseren Psychologen. BURISCH (1984a, S. 96f) schreibt: "The fascination of glamorous data processing devices may indeed have blinded us to some important aspects of reality. It is crucial to realize that our research schemes do not normally bring the same excitement to our subjects that they bring to ourselves. ... The amount of energy, time, and money saved so far would be better spent on upgrading criterion variables in validation studies".

Besonders ernüchternd sind die Ergebnisse der angeführten Untersuchungen vor allem im Hinblick darauf, daß Selbstbeurteilungen mit einfachsten Skalen wesentlich validere Ergebnisse lieferten als sophistische und methodisch bzw. statistisch aufwendige Testkonstruktionen. Vor allem für den Bereich der psychologischen Forschung sollten daraus Konsequenzen gezogen werden. BRANDSTÄTTER (1987) kommt aufgrund von Ergebnissen bei der Konstruktion eines einfachen rating-Verfahrens für die Messung der 16 PF Dimensionen zu ähnlichen Schlüssen.